



Forum Stadt



39. Jahrgang
3|2012

Forum Stadt
Verlag

Vierteljahreszeitschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Aus dem Inhalt:

Steffen Krämer,
Entartung und Urbanität.
Großstadtkritik im 19. und
20. Jahrhundert

Thomas Will,
»Gartenstädte von morgen«
Was bleibt von der Idee?

Klaus Zehner,
Londons neue Skyline.
Auswirkungen von Stadt-
planung und Strukturwandel

Harald Bodenschatz/
Max Welch Guerra,
Guernica/ Gernika: Bild,
Zerstörung und Wiederaufbau

Peter Payer,
Geschichte der öffentlichen
Personenwaagen in Wien

Heike Oevermann/
Harald A. Mieg,
Städtische Transformationen.
Diskursanalyse Denkmalschutz
und Stadtentwicklung

Otto-Borst-Preis 2012
Vergabe: Preis für Stadterneuerung
Otto-Borst-Preis 2013
Auslobung: Wissenschaftspreis



Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.
in Verbindung mit Gerd Albers, Helmut Böhme, Friedrich Mielke,
Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur) –

Dr. Nina Ehresmann (Besprechungen)

Prof. Dr. Harald Bodenschatz, TU Berlin,
Institut für Soziologie

Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen,
Geographisches Institut

Prof. Dr. Andreas Gestrich, London,
Deutsches Historisches Institut

Prof. Theresia Gürtler Berger, Zürich

Prof. Dr. Tilman Harlander, Universität Stuttgart,
Institut Wohnen und Entwerfen

Prof. Dr. Johann Jessen, Universität Stuttgart,
Städtebau-Institut

Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,
Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumfor-
schung

Prof. Dr. Ursula von Petz, Universität Dortmund

Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,
Institut für Architekturgeschichte

Volker Roscher, Architektur Centrum Hamburg

Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt,
Institut für Geschichte,

Prof. Dr. Holger Sonnabend, Universität Stuttgart,
Historisches Institut

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt, Postfach 100355, 73728 Esslingen

Tel. +49(0)711 3512-3242; Fax +49(0)711 3512-2418

E-mail: hans.schultheiss@esslingen.de

Internet: <http://www.forum-stadt.eu>

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglied-
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden
»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 89,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder
der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Verlags Service GmbH
Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen

Fax +49(0)8581-9605-0

E-mail: info@suedost-verlags-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FStV)

Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart

E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbe-
dingt die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Ein-
speicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren
Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeit-
schrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich ge-
schützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen
Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmi-
gung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanla-
gen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2012 Forum Stadt, Esslingen

Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Viertel-
jahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziolo-
gie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter
dem Obertitel »Die alte Stadt« (ISSN 0170-9364).

Inhalt 3/2012

ABHANDLUNGEN*Steffen Krämer*

- Entartung und Urbanität. Krankheits- und Verfallsmetaphorik als
Großstadtkritik im 19. und 20. Jahrhundert 225

Thomas Will

- »Gartenstädte von morgen« – was bleibt von der Idee? 255

Harald Bodenschatz / Max Welch Guerra

- Guernica / Gernika: Bild, Zerstörung und Wiederaufbau.
Ein vergessenes Kapitel europäischer Städtebaugeschichte 279

Klaus Zehner

- Londons neue Skyline. Die Auswirkungen von Stadtplanung und
Strukturwandel auf die Gestalt des Stadtzentrums 293

Peter Payer

- Zur Geschichte der öffentlichen Personenwagen in Wien 308

AUTORINNEN / AUTOREN 315

FORUM*Heike Oevermann / Harald A. Mieg*

- Städtische Transformationen erforschen. Die Diskursanalyse im
Bereich Denkmalschutz und Stadtentwicklung 316

Rainer Bruha

- Otto-Borst-Preis 2012. Vierte Vergabe des Preises für Stadterneuerung
in Rottweil 326

Forum Stadt e. V.

- Auslobung des Wissenschaftspreises 2013 328

BESPRECHUNGEN

- MARTIN DAMUS, Architekturform und Gesellschaftsform. Architektur und
Städtebau unter dem Einfluss von Industrialisierung, Großvergesell-
schaftung und Globalisierung 1890-1945 (*Robert Kaltenbrunner*) 329

KAROLINE BROMBACH/DETLEF KURTH/CHRISTINA SIMON-PHILIPP, Quartiersmitten. Bausteine für die Entwicklung und das Management von Stadtteilzentren (<i>Lisa Küchel</i>)	330
HEINZ SCHÜTTE, Hanoi, eine nachsozialistische Moderne. Beobachtungen, Impressionen, Reflexionen (<i>Ulrich van der Heyden</i>)	332

ENTARTUNG UND URBANITÄT

KRANKHEITS- UND VERFALLSMETAPHORIK ALS GROSSSTADTKRITIK IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT

*Hier fließt alles Blut faulicht und lauicht und schaumicht
durch alle Adern: speie auf die grosse Stadt, welche der
grosse Abraum ist, wo aller Abschaum zusammenschäumt!*

F. Nietzsche, Also sprach Zarathustra,
Dritter Theil: Vom Vorübergehen.

1. VORBEMERKUNGEN

Schon seit dem 18. Jahrhundert waren Großstadtkritik und Großstadtfeindschaft wichtige Bestandteile unterschiedlicher theoretischer wie wissenschaftlicher Diskurse.¹ Die Großstadt galt hierbei nicht selten als Brutstätte von Elend, Laster, Krankheit und Verfall. Dieses pathogene Element in der historischen Entwicklung der Großstadt ist in der Forschung bereits mehrfach untersucht worden.² Doch konzentrieren sich die Autoren entweder auf einen bestimmten zeitlichen Abschnitt in der Geschichte der Großstadt oder behandeln lediglich einen spezifischen Bereich im breiten historischen Spektrum

- 1 Dieser Artikel ist die erweiterte Fassung eines Vortrags, den der Verfasser im Rahmen der vom Institut für Geschichte der Medizin der Berliner Charité veranstalteten Tagung „Kulturen des Wahnsinns. Schwellenphänomene der urbanen Moderne 1870-1930“ im Februar 2010 gehalten hat. Zum historischen Phänomen der Großstadtkritik und -feindschaft siehe etwa folgende Grundlagenliteratur: *H.P. Bahrdt*, Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Reinbek bei Hamburg 1961, S. 12-35; *K. Bergmann*, Agrarromantik und Großstadtfeindschaft, Meisenheim am Glan 1970; *E. Pfeil*, Großstadtforschung. Entwicklung und gegenwärtiger Stand, Hannover 1972, S. 10-56; *J. Reulecke*, Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt a.M 1985, S. 139-146.
- 2 Siehe dazu etwa *J. Bleker*, Die Stadt als Krankheitsfaktor. Eine Analyse ärztlicher Auffassungen im 19. Jahrhundert, in: *Medizinhistorisches Journal*, Bd. 18, Heft 1/2, 1983, S. 118-136; *E. Gebhardt*, Die Stadt als moralische Anstalt. Zum Mythos der kranken Stadt, in: *K.R. Scherpe* (Hrsg.), Die Unwirklichkeit der Städte. Großstadtdarstellungen zwischen Moderne und Postmoderne, Reinbek bei Hamburg 1988, S. 279-303; *R.P. Sieferle/C. Zimmermann*, Die Stadt als Rassengrab, in: *M. Smuda* (Hrsg.), Die Großstadt als „Text“, München 1992, S. 53-71; *B. Witzler*, Großstadt und Hygiene. Kommunale Gesundheitspolitik in der Epoche der Urbanisierung, phil. Diss., Stuttgart 1995 (Jb. des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Beiheft 5); *R. Lindner*, Walks on the Wilde Side. Eine Geschichte der Stadtforschung, Frankfurt a.M. 2004, S. 19-26.

der negativen Lehrmeinungen und Gegenpositionen.³ Tatsache ist aber, dass das Phänomen der Großstadt in vielen Fachdisziplinen Gegenstand einer teilweise erbittert geführten Kontroverse war und die hierbei angeführten kritischen Urteile sich bis zur offenen Aversion steigern konnten. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts spielten nicht nur verschiedene Bereiche der Medizin, vor allem die Psychiatrie, sondern sowohl die Biologie, Soziologie und Psychologie als auch die Stadtgeschichte und Stadtbautheorie und selbst die Kulturkritik und Rassentheorie eine nicht zu unterschätzende Rolle in diesem ebenso breit gefächerten wie langwierigen Diskurs.

Erstaunlich häufig stand hierbei der Begriff der „Entartung“ im Zentrum der theoretischen oder wissenschaftlichen Diskussionen.⁴ Großstadt und Entartung wurden in vielen Argumentationen aufs Engste miteinander verwoben, wobei die Autoren häufig versuchten, beide Phänomene in einen kausalen Zusammenhang zu setzen. Fast scheint es, als sei der Entartungsbegriff ein Synonym für all jene negativen Vorstellungsmuster gewesen, die der Großstadtkritik oder -feindschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zugrunde lagen. Andere Bezeichnungen für den immer wieder konstatierten Verfall oder die Krankheit einer Großstadt traten demgegenüber in den Hintergrund. Bis in die frühen 1960er Jahre und damit in einem Zeitraum von etwa einem Jahrhundert lässt sich der Entartungsbegriff in Bezug auf die spezifischen Formen von Urbanität und ihre jeweiligen Entwicklungsstufen nachweisen.

Methodisch besteht nun nicht nur das Problem, dass man bei der Untersuchung des Entartungsbegriffs im Verhältnis zum Phänomen der Großstadt mit den einzelnen Theorie- und Wissenschaftsdiskursen in verschiedenen Disziplinen konfrontiert wird, deren Zielsetzungen und Inhalte zunächst in jeweils unterschiedliche Richtungen tendierten. Seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts kam es überdies zur Annäherung oder wechselseitigen Beeinflussung bzw. Durchdringung dieser Diskurse, was im Folgenden noch umfassend dargelegt wird. Klare Grenzen zwischen den fachspezifischen Diskussionen lassen sich dann kaum mehr präzise nachvollziehen.

Darüber hinaus wurde der primäre Bedeutungsgehalt des Entartungsbegriffs in den einzelnen Debatten oder Kontroversen von verschiedenen Konnotationen überlagert, die über den fachlichen Zusammenhang hinausgingen und teilweise politisch oder ideologisch motiviert waren. Und schließlich wurden diese Diskussionen, in denen man eine Verbindung von Großstadt und Entartung konstatierte, ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in verschiedenen Ländern geführt. So traten neben den deutschen Begriff der „Ent-

3 So etwa R.P. Siefertle/C. Zimmermann (s. A 2), die sich auf die Stadtentwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Jahrhundertwende konzentrieren; oder K. Bergmann (s. A 1), der das Verhältnis von Agrarromantik und Großstadtfeindschaft untersucht. Bestimmte Autoren des 19. Jahrhunderts, wie Wilhelm Heinrich Riehl, Georg Hansen oder Otto Ammon, die in ihren Schriften einen Verfall oder eine Entartung in der Großstadt konstatierten, werden in den folgenden Erörterungen nicht berücksichtigt, da sie von Bergmann bereits umfassend analysiert worden sind; siehe dazu S. 33-62.

4 Siehe dazu etwa R.P. Siefertle/C. Zimmermann (s. A 2), S. 55-57.

artung“ im Französischen und Englischen die Bezeichnungen „*dégénérescence*“ und „*degeneration*“, die in ihrem spezifischen Wortgehalt nicht zwangsläufig identisch sein müssen.

Wörterbücher, Lexika und Enzyklopädien, die in Deutschland, Frankreich und England vom späten 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhundert veröffentlicht wurden, zeigen indes, dass die Begriffe „Entartung, *dégénérescence* und *degeneration*“ dennoch eine gemeinsame Basis der Wortbedeutung aufweisen:⁵ In ihrem terminologischen Grundgehalt bezeichnen diese Begriffe entweder eine auf evolutionären Faktoren beruhende oder abnorme bzw. pathologische Abnahme, Abstumpfung, Rückbildung, Verschlechterung und Minderwertigkeit, darüber hinaus auch einen Zerfalls- bzw. Niedergangsprozess, und zwar sowohl in den einzelnen Disziplinen der Biologie und Medizin als auch im ethisch-moralischen, sozialen, gesellschaftlichen oder rassenkundlichen Bereich. Trotz unterschiedlicher Inhalte und Intentionen haben sich die Diskurse, in denen die Großstadt als Epizentrum von Krankheit und Verfall interpretiert wurde, auf diesen Basisgehalt des Entartungsbegriffs berufen. Schließlich bieten schon alleine die ähnlichen, teilweise miteinander verwandten Wortbedeutungen eine ausreichende Grundlage, verschiedene Entwicklungsstadien, Formen und Aspekte von Urbanität zu kritisieren, und das unabhängig von der Frage, in welche besondere Richtung das negative Urteil über die Großstadt jeweils zielte.

Doch darf man daraus nicht den Schluss ziehen, dass es sich bei dieser über ein Jahrhundert fortdauernden Serie von Großstadtkritiken um eine mehr oder weniger linear verlaufende Traditionslinie handelt, nur weil mit der Entartung ein übergeordneter Leitbegriff zur Verfügung stand. Ohne Zweifel können interdisziplinäre Überschneidungen wiederholt nachgewiesen werden, und Landes- oder Fachgrenzen hatten für viele Autoren nur eine untergeordnete oder überhaupt keine Bedeutung. Ebenso sind bestimmte Argumentationsmuster, die von Autoren aus verschiedenen Disziplinen angeführt wurden, sowohl in ihrer Wortwahl als auch ihrem Sinngehalt miteinander durchaus vergleichbar. Einen einheitlichen Entwicklungsstrang zu konstatieren, ist dennoch falsch, werden doch dadurch sowohl die teilweise eklatanten Unterschiede in den einzelnen Fachdiskursen als auch der historische Kontext, in dem diese jeweils eingebettet waren, völlig nivelliert. Gleichwohl war die Verbindung von Entartung und Großstadt ein Kerngedanke in erstaunlich vielen Diskussionen und wurde erstmals auf breiter Basis thematisiert, als sich Mitte des 19. Jahrhunderts die Entartungstheorien in der europäischen Psychiatrie entwickelten.

5 Siehe etwa Meyers Lexikon, 4. Bd., Leipzig 1926, S. 17 f.; Der Große Brockhaus, 4. Bd., Leipzig 1929, S. 466 f.; Grande Encyclopédie, Tom. 13, Paris 1889, S. 1135 f.; Sachs-Villatte. Enzyklopädisches Wörterbuch, 1. Teil, Berlin-Schöneberg 1911, S. 242; Muret-Sanders. Enzyklopädisches Wörterbuch, 1. Teil, Berlin-Schöneberg 1922, S. 655; Encyclopædia Britannica, Vol. 7, Chicago/London/Toronto 1950, S. 141 f.

2. EUROPÄISCHE ENTARTUNGSTHEORIEN IN DER ZWEITEN HÄLFTE DES 19. JAHRHUNDERTS

Mit seiner 1857 publizierten Schrift *Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine* gilt der französische Psychiater Bénédict Augustin Morel als Begründer der modernen Degenerationslehre.⁶ In dieser Schrift entwarf Morel eine psychiatrische Theorie, die er einem Großteil der damals bekannten Geisteskrankheiten unter dem Sammelbegriff „dégénérescence“ – Entartung – zugrunde legte. Verantwortlich für diese Erkrankungen waren seiner Ansicht zufolge die sozialen Milieubedingungen und hierbei vor allem die desolaten urbanen Lebensumstände, die er im siebten Kapitel als „Constitution paludéenne des grandes villes“ – sumpfige, malariahafte Konstitution der Großstädte – bezeichnete.⁷ Auch sprach er von „logements insalubres“ – ungesunden Wohnungen – und von „quartiers malsains“ – ungesunden Vierteln.⁸ Das Resultat sei „die Geschichte der Entartung notleidender Klassen in den großen Bevölkerungszentren“.⁹ Mit seiner Argumentation schuf Morel die Voraussetzung, das psychopathologische Phänomen der Entartung mit einer Kritik an der modernen Großstadt zu verbinden.

Ein nicht geringer Teil seiner Nachfolger in der französischen Psychiatrie hat diesen Kerngedanken aufgegriffen und ihn in eigenen Publikationen verarbeitet. Exemplarisch hierfür steht der Neurologe Charles Féré mit seiner 1894 veröffentlichten Schrift *La famille névropathique. Théorie tératologique de l'hérédité et de la prédisposition morbides et de la dégénérescence*, die zwei Jahre später unter dem Titel *Nervenkrankheiten und ihre Vererbung* ins Deutsche übersetzt wurde.¹⁰ Darin interpretierte Féré die „Neurasthenie oder nervöse Erschöpfung“ als Grundlage „für die Entwicklung der Neurosen, des Wahnsinns, ja selbst der organischen cerebro-spinalen Krankheiten, so dass man sie als die gemeinsame Quelle der grössten Zahl der Nervenkrankheiten betrachten kann.“¹¹ Dadurch bildet die Neurasthenie Féré zufolge den „Ursprung der Degenerationen“ und findet sich verhältnismäßig häufig „bei den zivilisirten Völkern, in den grossen Städten und bei den Personen, welche ein reges Geistesleben führen“.¹² Wie schon Morel sah auch Féré in der Großstadt einen idealen Nährboden für die Entstehung von Nerven- und Geisteskrankheiten, die er dem psychopathologischen Phänomen der Entartung zugrunde legte.

6 Bénédict Augustin Morel, *Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine*, Paris 1857.

7 Ebda., S. 633.

8 Ebda., S. 636.

9 Ebda.: [„l'histoire de la dégénérescence des classes nécessiteuses dans les grands centres de population“].

10 Charles Féré, *La famille névropathique. Théorie tératologique de l'hérédité et de la prédisposition morbides et de la dégénérescence*, Paris 1894 (Deutsche Ausgabe: *Nervenkrankheiten und ihre Vererbung*, Berlin 1896).

11 Ebda., S. 82 f.

12 Ebda., S. 84.

In der europäischen Fachwelt etablierte sich Morels Degenerationslehre ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bekannte Beispiele hierfür sind die Schriften des englischen Psychiaters Henry Maudsley, wie sein 1867 veröffentlichtes Buch *Physiology and Pathology of Mind*, das drei Jahre später in einer deutschen Übersetzung unter dem Titel *Die Physiologie und Pathologie der Seele* erschien.¹³ Gegenüber seinen französischen Fachkollegen verband Maudsley die erhöhte „Disposition für Geisteskrankheiten“ und die damit verbundene Degeneration nicht nur mit dem damaligen Zustand der „Civilisation“, sondern vor allem mit dem „Aufschwung der Industrie“.¹⁴ Einer der Hauptgründe für die „Zunahme des Irrseins“ war seiner Vorstellung zufolge die Überbevölkerung, genauer gesagt die „Ueberfüllung und die dadurch erzeugten gesundheitswidrigen Zustände der Wohnhäuser, die sie in den Städten verursacht.“¹⁵ Diese „Ueberbevölkerung und Noth in unseren grossen Städten“ haben neben anderen Faktoren ein Übel mitverursacht, das, „wenn ihm nicht durch bessere Einflüsse entgegengearbeitet wird, so lange fortschreiten [wird], bis die Entartung soweit gediehen ist, dass die Fortpflanzung der Art nicht mehr möglich ist.“¹⁶ In Maudsleys Argumentationen bildet demnach die Großstadt, die durch die Industrialisierung rapide angewachsen war und sich durch die explosionsartige Bevölkerungszunahme enorm verdichtet hatte, die Voraussetzung für die Entwicklung eines höchst destruktiven Entartungspotentials. Ähnlich argumentierte auch der englische Anthropologe und Naturkundler Francis Galton in einem 1873 vor der englischen *Statistical Society* gehaltenen Vortrag, der in seiner 1883 erstmals erschienenen Schrift *Inquiries into Human Faculty and its Development* veröffentlicht wurde.¹⁷ Darin beschäftigte sich Galton mit dem quantitativen Rückgang und gleichzeitigen Verfall der Stadtbevölkerung. Wie bereits Maudsley sah auch Galton in den verschiedenen Industrien, die sich in einer Stadt konzentrierten, einen wesentlichen Faktor für diesen bedrohlichen Verfall, der die Zukunft der urbanen Bevölkerung seiner Ansicht nach durchaus gefährden könne.

In den Schriften des italienischen Gerichtsmediziners und Psychiaters Cesare Lombroso scheint sich jener seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bestehende Entartungsgedanke der europäischen Psychiatrie gleichsam fokussiert zu haben.¹⁸ Schließlich hat sich Lombroso auf eine Vielzahl der damals bekannten Fachautoritäten ausdrücklich bezogen, da-

13 Henry Maudsley, *Physiology and Pathology of Mind*, London 1867 (Deutsche Ausgabe: *Die Physiologie und Pathologie der Seele*, Würzburg 1870).

14 Ebda., S. 209.

15 Ebda., S. S. 212.

16 Ebda., S. 225.

17 Francis Galton, *The relative Supplies from Town and Country Families to the Population of future Generations*, 1873, in: *ders.*, *Inquiries into Human Faculty and its Development*, London 1883, S. 241-245 (Peprint-Ausgabe: New York 1973).

18 Cesare Lombroso, *Genio e follia*, Turin 1864; *ders.*, *L'uomo di genio*, Turin 1888; *ders.*, *Genio e degenerazione*, Mailand/Palermo/Neapel o. J. Auch Lombrosos Schriften wurden ins Deutsche übersetzt; siehe dazu Cesare Lombroso, *Genie und Irrsinn*, Leipzig 1887, *ders.*, *Der Geniale Mensch*, Hamburg 1890; *ders.*, *Entartung und Genie*, Leipzig 1894.

runter auch auf die bereits genannten Entartungstheoretiker Bénédict Augustin Morel und Henry Maudsley.¹⁹ In Lombrosos Argumentationen spielt die Begriffsfolge „genio-follia-degenerazione“ – Genie-Irrsinn-Entartung – eine zentrale Rolle, und in ihrer fortwährenden Projektion auf bekannte Persönlichkeiten, wie zeitgenössische Künstler und Literaten, sah er seine Degenerationstheorie bestätigt. In zwei in den 1890er Jahren ins Deutsche übersetzten Schriften setzte sich Lombroso mit dem Phänomen der Großstadt kritisch auseinander. In diesem Zusammenhang sprach er zunächst von dem „verderblichen Einfluss der großen Städte“.²⁰ Zugleich stellte er aber auch folgenden Tatbestand fest: „Die grossen Bevölkerungscentren wirken, gleichviel unter welchen Rassen- und klimatischen Verhältnissen, auf eine Zunahme der Zahl der Künstler und Talente hin [...]“.²¹ Seiner Vorstellung zufolge stehen beide Gruppen exemplarisch für das Phänomen des Genies. Genialität hat Lombroso allerdings als einen Entartungszustand bewertet, den man an verschiedenen physischen oder psychischen Symptomen erkennen könne. Wurde dieser krankhafte Zustand von ihm zunächst mit der „follia“ – dem Irrsinn – verbunden, so trat im Verlauf seiner Studien immer mehr die „degenerazione“ – die Entartung – in den Vordergrund. Wenn also, wie Lombroso behauptete, die großen Bevölkerungszentren die Zunahme von Künstlern und Talenten begünstigen, dann bietet die Großstadt damit eine ebenso gute Voraussetzung für die Entstehung von Entartung. Auch wenn Lombroso diesen Sachverhalt nicht explizit hervorgehoben hat, so ist er in seinen Ansichten hinsichtlich der Degeneration als Grundlage von Genialität dennoch präsent.

Auch in der deutschen Medizin setzte man sich seit den 1860er Jahren intensiv mit den aus Frankreich stammenden Entartungstheorien auseinander. Schon in der zweiten Ausgabe seiner *Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten* von 1861 beschäftigte sich der Psychiater Wilhelm Griesinger mit Morels Degenerationslehre.²² Im Zusammenhang mit dem „Fortschritt der Civilisation“ sprach er von den „demoralisirenden Einflüsse[n] der grossen Städte“.²³ Sein Urteil in Bezug auf die urbane Entwicklung fasste er in folgender Feststellung zusammen: „Grosse Städte liefern ganz entschieden weit mehr Irre, als das platte Land.“²⁴ Weitaus umfassender und vor allem konkreter hinsichtlich der Entartung in den Städten formulierte es der Mediziner Eduard Reich in seiner 1868 veröffentlichten Schrift *Ueber die Entartung des Menschen*:

19 Weitere Autoren, die sich damals mit Entartungstheorien beschäftigten und auf die sich Lombroso in seinen Schriften explizit bezogen hat, sind der französische Arzt Jacques-Joseph Moreau de Tours und der französische Psychopathologe Valentin Magnan. Auch mit Francis Galton hat sich Lombroso in seinen Schriften befasst.

20 C. Lombroso 1890 (s. A 18), S. 178. In dieser Textpassage hat sich Lombroso auf eine Aussage des englischen Arztes und Sozialreformers Samuel Smiles berufen.

21 C. Lombroso 1894 (s. A 18), S. 33.

22 Wilhelm Griesinger, *Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten für Aerzte und Studierende*, Stuttgart 1861, S. 157, 159-161 (Erstausgabe Stuttgart 1845).

23 Ebda., S. 142 f.

24 Ebda., S. 144.

„Die Armen-Quartiere umfangreicher Städte und die grosse Mehrzahl der Fabriken darf man mit Recht als Orte bezeichnen, deren Einfluss degenerirend auf den Menschen wirkt. Ueberfüllung der Räume mit lebenden Wesen, Infiltration des Bodens mit faulenden und verwesenden Stoffen, Mangel der zu normalem Leben erforderlichen Bequemlichkeit, die Art der Arbeit in den Fabriken, Fehler der Nahrung, der Bekleidung, der Haut-Pflege, Mangel an Einsicht, Bildung und Vorsicht: dies sind die letzten Ursachen der Entartung des Menschen in den elenden Quartieren grosser Städte und in Fabriken. [...] Ueberfüllung der Räume mit lebenden Wesen bedingt Verderbniss der Luft, verhindert richtige Oxydation des Blutes, verschlechtert dadurch Blut und Säfte, und begünstigt tuberkulöse Ablagerungen, tief greifende Störungen der Ernährung, und dadurch alle jene Leiden, welche wir auf früheren Blättern als Ursachen der Entartung bezeichneten. [...] In verpesteter Luft und auf vergiftetem Boden ist die Entartung der Sitten recht eigentlich zu Hause; sie hält immer gleichen Schritt mit der Degeneration des Leibes, oder besser gesagt: sie ist deren unmittelbare Folge. Je mehr Menschen auf einer bestimmten und begrenzten Fläche zusammen leben, desto mehr werden Luft und Boden verpestet, desto grösser ist in den Quartieren, wo Ueberbevölkerung Statt findet, Siechthum und Entartung, Lasterhaftigkeit und Zahl der Verbrechen. [...] Schon bei flüchtiger Ueberblickung der Verhältnisse, unter denen der Proletarier lebt, wird es klar, warum unter den Bevölkerungen der Fabriken und elenden Stadt-Viertel die Entartung oft zu einem so hohen Grade gelangt ist.“²⁵

Wie kein anderer Autor zuvor formulierte Reich einen umfassenden Ursachenkatalog jener Faktoren, die seiner Meinung nach die physische, seelische, geistige und moralische Entartung des Menschen in den Großstädten evozierten. Auch richtete sich sein Blick dezidiert auf das Industrieproletariat, das die Elendsviertel in den urbanen Zentren hauptsächlich bewohnte.

In moderater Form finden sich vergleichbare Argumente auch im ersten Band des von dem Psychiater Richard von Krafft-Ebing 1879 erstmals veröffentlichten *Lehrbuchs der Psychiatrie*.²⁶ Darin geht es wiederum um die „fortschreitende Civilisation“, in der sich Krafft-Ebing zufolge „bedenkliche, für die Entstehung von Irresein zweifellos wichtige Auswüchse“ finden.²⁷ Dazu zählte er „das riesenhafte Anschwellen der grossstädtischen Bevölkerung mit den daraus resultirenden Schäden in hygienischer (Tuberculose, Scrophulose, Anämie) und moralischer Hinsicht, die Anhäufung eines geistig und leiblich verkommenen Proletariats, de[n] Pauperismus, das überhandnehmende Fabrikleben, die Ehelosigkeit, die intellectuell aufreibende und moralisch deteriorirende Sucht nach Reichthum und Wohlleben.“²⁸ All dies steigere „den Kampf um's Dasein“, der in mentaler Hinsicht zu „Erschöpfung, Krankheit, Degeneration“ führt.²⁹ In seinem 1883 erschie-

25 Eduard Reich, Ueber die Entartung des Menschen. Ihre Ursachen und Verhütung, Erlangen 1868, S. 274.

26 Richard von Krafft-Ebing, Lehrbuch der Psychiatrie auf klinischer Grundlage für practische Ärzte und Studirende, Bd. I, Stuttgart 1879.

27 Ebda., S. 134.

28 Ebda., S. 134 f.

29 Ebda., S. 135.

nenen *Compendium der Psychiatrie* erfasste der Psychiater Emil Kraepelin verschiedene äußere und innere Ursachen für die Entstehung psychischer Erkrankungen.³⁰ Die „Höhe der allgemeinen Kulturentwicklung“ war seiner Ansicht nach die „Ursache einer größeren Häufigkeit des Irreseins“.³¹ Besondere Aufmerksamkeit widmete Kraepelin hierbei der urbanen Entwicklung: „Gerade die grossen Städte mit ihren erhöhten Anforderungen an die intellektuelle und moralische Kraft des Einzelnen, mit ihrer Erschwerung der Lebensbedingungen und ihren mannigfachen Verführungen zu Excessen aller Art sind es, welche bei Weitem das grösste Kontingent zu der raschen Vermehrung der Geisteskrankheiten und des Selbstmordes abgeben.“³² All diese Faktoren ergaben laut Kraepelin eine „individuelle Prädisposition“, die unter dem Aspekt der Erblichkeit im Sinne von Morels Degenerationslehre „die schwereren Formen psychischer Entartung“ hervorbringt.³³ 1892 veröffentlichte der Psychiater Theodor Kirchhoff sein *Lehrbuch der Psychiatrie für Studierende und Aerzte*, in dem er konstatierte, „dass die Zunahme der geistigen Störungen gleichzeitig mit dem riesenhaften Anschwellen der grossstädtischen Bevölkerungen aufgetreten ist. Der Zug unserer Zeit geht nach den Städten, und zwar fast ausschliesslich den Grossstädten. Man müßte eine Beschreibung des Lebens in diesen geben, um all die Schädlichkeiten zu berühren, die in ihnen wirken. Es mag genügen zu erinnern an die schlechten hygienischen Verhältnisse der Grossstädte, die Armuth, das Fabrikleben, die Unsittlichkeit und Ehelosigkeit. [...] So finden sich zahlreiche Schädlichkeiten in den Grossstädten zusammen, die eine Anlage zum Irresein schaffen.“³⁴ Betrachtet man nun Kirchhoff zufolge dieses Phänomen der erhöhten geistigen Störungen unter dem Aspekt der „Erblichkeit“, dann führt die „durch mehrere Reihen von Geschlechtern fortgepflanzte erbliche Belastung [...] allmählig zur Entartung.“³⁵

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde in der europäischen Psychiatrie die Entartung als psychopathologisches Phänomen erörtert. Wie die Argumentationen der genannten Fachautoren belegen, interpretierte man die Großstadt als einen jener entscheidenden Einflussfaktoren, welche die Entstehung von Degeneration begünstigten oder sogar verursachten. Zur Begründung wurde hauptsächlich auf die unhygienischen und ungesunden Wohnverhältnisse in den völlig überfüllten Stadtvierteln der Industriearbeiter verwiesen, in denen Armut und Verelendung vorherrschten. Als unmittelbare und beinahe zwangsläufige Folge dieses urbanen Pauperismus sah man zunächst die unterschiedlichen Arten von Geistes- und Nervenkrankheiten, die über das Vererbungsprinzip als letzte Konsequenz schließlich zur Entartung führten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts deuteten demnach viele Fachautoritäten der europäischen Psychia-

30 *Emil Kraepelin*, *Compendium der Psychiatrie*, Leipzig 1883.

31 *Ebda.*, S. 58.

32 *Ebda.*, S. 58 f.

33 *Ebda.*, S. 61-65.

34 *Theodor Kirchhoff*, *Lehrbuch der Psychiatrie für Studierende und Ärzte*, Leipzig/Wien 1892, S. 32 f.

35 *Ebda.*, S. 44-46.

trie die Großstadt nicht nur als einen idealen Nährboden, sondern teilweise sogar als Epizentrum oder Topos der Entartung, und zwar im physischen, geistigen, seelischen wie moralischen Sinne.

3. SOZIALES ELEND IN DEN EUROPÄISCHEN GROSSSTÄDTEN VON 1830 BIS 1890

Gewiss war es kein Zufall, dass in den Jahren vor der Veröffentlichung der ersten psychiatrischen Degenerationstheorie durch Bénédict Augustin Morel – genauer gesagt ab den 1830er Jahren – eine große Anzahl von engagierten Beschreibungen der desolaten Lebens- und Wohnverhältnisse in den europäischen Großstädten erschien.³⁶ Auch heute noch bekannt sind Friedrich Engels' drastische Schilderungen der Elendsquartiere in den englischen Industriestädten in seinem 1845 erstmals veröffentlichten Buch *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*.³⁷ Mit einem kaum mehr zu steigernden Realismus beschrieb Engels die katastrophalen Zustände in den englischen Stadtvierteln der Fabrikarbeiter, eben jene „schlechte[n] Viertel“, in denen sich die arbeitende Klasse sammelndrängt.³⁸ Ob es sich nun um die Elendsquartiere in London, Liverpool oder Manchester handelte, stets dokumentierte Engels den „Schmutz“, die „ekelhafte Unsauberkeit“, den „Abfall, Unrat“ und „Verfall“, mithin all jene „Scheußlichkeit“, die in den englischen Arbeitervierteln aus der Mitte des 19. Jahrhunderts eine menschenunwürdige Lebensatmosphäre erzeugte (vgl. Abb. 1).³⁹ Weniger drastische aber ebenso anschauliche Beschreibungen des sozialen Elends in den europäischen Großstädten stellen die 1855 publizierten *Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England* von Victor Aimé Huber dar.⁴⁰ Auch er schilderte die „Gräuël der Wohnungsfrage“ in den Großstädten,

36 Zum ersten Erscheinen von Beschreibungen der katastrophalen Wohnungsverhältnisse in den europäischen Großstädten ab den 1830er Jahren siehe etwa Werner Pöls (Hrsg.), *Deutsche Sozialgeschichte. Dokumente und Skizzen*, Bd. I: 1815-1870, München 1973, S. 226-299; H. Frank, *Philanthropie und Selbsthilfe*, in: H. Frank/D. Schubert (Hrsg.), *Lesebuch zur Wohnungsfrage*, Köln 1983, S. 19; B. Ladd, *Urban Planning and Civic Order in Germany 1860-1914*, Cambridge/Mass./London 1990, S. 139-151; C. Zimmermann, *Von der Wohnungsfrage zur Wohnungspolitik. Die Reformbewegung in Deutschland 1845-1914*, Göttingen 1991, S. 29-36; ders., *Die Zeit der Metropolen. Urbanisierung und Großstadtentwicklung*, Frankfurt a.M. 1996, S. 46-61; R. Lindner (s. A 2); W.M. Schwarz u.a. (Hrsg.), *Ganz unten. Die Entdeckung des Elends*, Wien/Berlin u.a. Ausstellungskatalog 2007.

37 Friedrich Engels, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen, hrsg. von W. Kumpmann, München 1973 (Erstausgabe Leipzig 1845). Frühe Beschreibungen des urbanen Elends in London finden sich auch in Flora Tristans 1840 erstmals publizierten Schrift: F. Tristan, *Im Dickicht von London oder Die Aristokratie und Die Proletarier Englands*, Köln 1993, S. 55-64, 118-126 (Französische Originalausgabe unter dem Titel: *Promenades dans Londres, ou L'aristocratie et les prolétaires anglais*, Paris/London 1840). Zu den frühen Londoner Elendsbeschreibungen siehe auch R. Lindner (s. A 2), S. 27-70.

38 F. Engels (s. A 37), S. 44.

39 All diese Begriffe verwendete Engels, um den katastrophalen Zustand in den innerstädtischen Arbeiterwohnvierteln in Manchester zu dokumentieren; siehe dazu F. Engels (s. A 37), S. 64-74.

40 Victor Aimé Huber, *Reisebriefe aus Belgien, Frankreich u. England im Sommer 1854*, 2 Bde., Hamburg



Abb. 1: „Condition of the poor“, in: Pictorial Times, Bd. VIII, 1846, S. 225; Quelle: H.J. Dyos / M. Wolff (Hrsg.), *The Victorian City. Images and Realities*, Bd. 2, London 1973, Abb. 405.

etwa in London mit seinen „unzähligen dichtbevölkerten, ewig dunkeln, feuchten, stinkenden, mit Stoff zu allen Seuchen geschwängerten Höfen, welche im Innern der Stadt hauptsächlich die homes und firesides der arbeitenden Klassen enthalten.“⁴¹ Im selben Jahr, als Huber seine Reisebriefe schrieb, erschien Charles Dickens' Roman *Harte Zeiten*.⁴² Darin beschrieb Dickens eine typische englische Industriestadt des 19. Jahrhunderts und betitelte sie mit dem Namen „Coketown“: „Es war eine Maschinenstadt und eine Stadt der hohen Essen, aus denen sich endlose Rauchschnellen immer und ewig emporringelten und niemals abgewickelt wurden. Es besaß einen schwarzen Kanal in seiner Mitte

und einen Fluß, der purpurn gefärbt, von übelriechender Farbe an der Stadt hinfloß. Es hatte stattliche Häuserfluchten voller Fenster, wo es den ganzen Tag über wetterte und zitterte und wo der Kolben der Dampfmaschine eintönig auf- und niederarbeitete wie der Kopf eines Elefanten im Zustande trübsinniger Narrheit.“⁴³ Mit „Coketown“ hatte Dickens das bekannteste Paradigma industrieller Urbanität im 19. Jahrhundert geschaffen, das in literarischer Form die harten Lebensbedingungen der städtischen Bevölkerung, vor allem der Fabrikarbeiter und ihrer Familien, illustrierte.⁴⁴ Auch wenn andere Literaten des 19. Jahrhunderts die Großstadt mit negativ konnotierten Begriffen umschrieben – etwa Honoré de Balzacs „Ungeheuer“ als Bezeichnung von Paris –, so eta-

1855; siehe dazu auch V.A. Huber, *Die Wohnungsnot*, 1861, abgedruckt in: K. Munding, Victor Aimé Hubers Ausgewählte Schriften über Socialreform und Genossenschaftswesen, Frankfurt a.M. 1990, S. 593-627.

41 V.A. Huber 1855 (s. A 40), Bd. 2, S. 8 f.

42 Charles Dickens, *Harte Zeiten*, Frankfurt a.M. 1986 (Englische Originalausgabe unter dem Titel „Hard Times“, von April bis August 1854 in der Wochenschrift „Household Words“ erschienen).

43 Ebda, S. 36 f.

44 Auch in anderen Romanen übte Dickens eine harte Sozialkritik an den damals desolaten, urbanen Lebensbedingungen; siehe etwa Ch. Dickens, *Oliver Twist*, Hamburg 1963 (Englische Originalausgabe von Februar 1837 bis April 1839 in der Zeitschrift „Bentley's Miscellany“ erschienen); *ders.*, *Bleak House*, Frankfurt a.M. 1988 (Englische Originalausgabe von März 1852 bis September 1853 in der Wochenschrift „Household Words“ erschienen); in diesem Roman verwendete Dickens mehrfach den Entartungsbegriff, siehe etwa S. 233 f., 388.

blierte sich Dickens' „Coketown“ im kollektiven Gedächtnis und blieb auch im 20. Jahrhundert als düsteres Symbolbild stets gegenwärtig (vgl. Abb. 2).⁴⁵

In den 1840er Jahren wurden auch die ersten Berichte über die desolaten Wohnverhältnisse in den deutschen Städten publiziert. Ein frühes Beispiel ist der Artikel von Johannes Andreas Romberg *Über den Mangel an kleinen Wohnungen in grossen Städten*, der 1845 in der Zeitschrift für



Abb. 2: William Wyld „View of Manchester“, 1851 (Ausschnitt);
Quelle: H.J. Dyos / M. Wolff (s. Abb. 1), Abb. 341.

praktische Baukunst erschien.⁴⁶ Darin beschrieb Romberg den Pauperismus der „Unbemittelten, welche durch ihrer Hände Arbeit sich ernähren. Sie sind Tag und Nacht an ihre Locale gefesselt; ohne Auswahl der Wohnung sind sie gezwungen, in oft dunklen, feuchten Räumen sich aufzuhalten, die man passender „Höhlen“ anstatt „Wohnungen“ nennen könnte. [...] Dieses Aufschichten der Menschen, wie in einem Sklavenschiff, bewirkt Uneinigkeit, und nicht selten ist der Trunk das Mittel zur Erleichterung des Zustandes.“⁴⁷

1852 bezeichnete C.W. Hoffmann in seiner Schrift *Die Wohnungen der Arbeiter und Armen* die „elenden Behausungen“ der Arbeiter und Armen als „vergiftete Quellen des traurigsten Siechthums für Leib und Seele“.⁴⁸ Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde eine Vielzahl von Schriften veröffentlicht, in denen die Autoren die kontinuierlich fortbestehenden, katastrophalen Zustände in den deutschen Stadtvierteln der ärmeren Bevölke-

45 Honoré de Balzac, Ferragus, Berlin/Weimar 1978, S. 14 (Französische Originalausgabe als erste Episode der Erzählungen „Histoire des treize“, 1833 in der „Revue de Paris“ erschienen). Schon im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bezeichnete Louis-Sébastien Mercier Paris als „dies häßliche Ungeheuer“; siehe L.-S. Mercier, Das Jahr 2440. Ein Traum aller Träume, Frankfurt a.M. 1989, S. 25 (Originalausgabe Amsterdam 1770/71). Zu Dickens' „Coketown“ als Paradigma industrieller Urbanität im 19. Jahrhundert siehe L. Benevolo, Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 1, München 1984, S. 178-182; L. Mumford, Die Stadt. Geschichte und Ausblick, Bd. 1, München 1984, S. 519-561.

46 Johannes Andreas Romberg, Über den Mangel an kleinen Wohnungen in grossen Städten, 1845; abgedruckt in: H. Frank/D. Schubert (s. A 36), S. 117-121. Schon zwei Jahre zuvor hatte Bettine von Arnim erschütternde Augenzeugenberichte über die Lebensbedingungen der Spinner und Weber in den Elendsquartieren vor den Toren Berlins als Anhang ihres Buches veröffentlicht: B. von Arnim, Dies Buch gehört dem König, Anhang: Erfahrungen eines jungen Schweizers im Vogtlande, hrsg. von W. Bunzel, München 2008, S. 357-401 (Erstausgabe Berlin 1843).

47 J.A. Romberg (s. A 46), S. 118.

48 C.W. Hoffmann, Die Wohnungen der Arbeiter und Armen, Berlin 1852, S. 3.

rungsschichten immer wieder thematisierten.⁴⁹ Exemplarisch hierfür steht die 1886 vom Verein für Sozialpolitik in zwei Bänden herausgegebene Abhandlung *Die Wohnungsnoth der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten*.⁵⁰ In den darin veröffentlichten Gutachten und Berichten über die Wohnungsverhältnisse in den deutschen Städten, wie Hamburg, Frankfurt oder Berlin, verwendeten die einzelnen Autoren jenes schon hinlänglich bekannte Vokabular, um das soziale Elend zu dokumentieren. Zustandsbeschreibungen wie „finstere, meist überfüllte Wohnungen“ und „dunkle, feuchte Keller“ oder Attribute wie „entsittlichend und gesundheitswidrig“ gehörten bereits seit Jahrzehnten zum Standardrepertoire, um die brutale urbane Realität im 19. Jahrhundert offen anzuprangern.⁵¹

Medizinische Entartungstheorien und ihre Kritik an der modernen Großstadt bewegten sich demnach auf einem breit angelegten Diskurs, der sich bereits zwei Jahrzehnte vor dem Erscheinen der ersten Degenerationslehre in der französischen Psychiatrie in verschiedenen Publikationsformen europaweit entwickelt hatte. Dementsprechend konnten sich die einzelnen Entartungstheoretiker an zahlreichen Milieuschilderungen orientieren, wie sie vor allem in sozialkritischen Schriften, die sich mit urbanen Missständen auseinandersetzten, seit den 1830er Jahren dargelegt wurden. So machte der Ökonom Carl Johannes Fuchs 1901 bei einer Tagung des Vereins für Sozialpolitik folgende Feststellung: „In Deutschland ist seit 1886 die Wohnungsfrage hundertmal „gelöst“ worden – auf dem Papier und auf dem Katheder.“⁵² Vor diesem historischen Hintergrund erstaunt es daher nicht, dass in den europäischen Degenerationstheorien aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer wieder jene urbanen Einflussfaktoren in durchaus vergleichbarer Argumentation zur Sprache kommen, die spätestens seit Friedrich Engels' Schilderungen der englischen Industriestädte von 1845 das Feld der öffentlichen Diskussionen fortwährend beherrschten.

49 Zu diesen nicht nur deutschen, sondern auch europäischen Schriften siehe etwa: *L. Benevolo*, Die sozialen Ursprünge des modernen Städtebaus. Lehren von gestern – Forderungen für morgen, Gütersloh 1971, S. 35-46, 106-108, 113-121; *W.R. Krabbe*, Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsperiode, Göttingen 1974, S. 16-26; *H. Frank* (s. A 36), S. 27-30; *D. Schubert*, Wohnungsreform und Bodenspekulation, in: *H. Frank/D. Schubert* (s. A 36), S. 47-49; *S. Ledger/R. Luckhurst* (Hrsg.), *The Fin de Siècle. A Reader in Cultural History c. 1880-1900*, New York 2000, S. 25-51. Auch in damaligen Hygiene-Schriften finden sich konkrete Beschreibungen des urbanen Elends; siehe dazu etwa *Friedrich Oesterlen*, Handbuch der Hygiene für den Einzelnen wie für eine Bevölkerung, Tübingen 1851, S. 516-528, 575-588.

50 *Die Wohnungsnoth der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten und Vorschläge zu deren Abhülfe*, hrsg. vom *Verein für Socialpolitik*, 2 Bde., Leipzig 1886. Ein weiteres Beispiel ist die Schrift von *Christian Peter Hansen*, Die Wohnungsverhältnisse in den größeren Städten, in: *Wihelm Frommel/Friedrich Pfaff* (Hrsg.), *Sammlungen von Vorträgen für das deutsche Volk*, 9. Bd., Heidelberg 1883, S. 31-52.

51 *Verein für Socialpolitik* (s. A 50), Bd. 1, S. XVII, Bd. 2, S. 207.

52 *Carl Johannes Fuchs*, Die Entwicklung der Wohnungsfrage in Deutschland und dem Auslande in den letzten fünfzehn Jahren, in: *ders.*, *Zur Wohnungsfrage. Vorträge und Aufsätze*, Leipzig 1904, S. 24.

4. DER ENTARTUNGSBEGRIFF UND DIE DEGENERATIONSTHEORIEN IN DER DEUTSCHEN PSYCHIATRIE VOM ENDE DES 19. JAHRHUNDERTS BIS ZUM ERSTEN WELTKRIEG

In den eben genannten Schriften, in denen die katastrophalen Lebens- und Wohnverhältnisse in den europäischen Großstädten beschrieben wurden, ist von Entartung oder Degeneration explizit noch nicht die Rede. Dies ist nicht weiter erstaunlich, wurde doch der Entartungsbegriff erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts populär.⁵³ Muster­gültig hierfür steht das 1892-1893 in zwei Bänden erschienene Buch *Entartung* des Arztes und Kulturkritikers Max Nordau, dessen Auflagen alleine in Deutschland bis zum Ersten Weltkrieg bereits in die Hunderttausende gingen.⁵⁴ In vielen Textpassagen wird in Nordaus Schrift die Verbindung von Entartung und Urbanität thematisiert. Einige Beispiele mögen dies illustrieren: „Die Wirkung der Großstadt auf den menschlichen Organismus zeigt die größte Ähnlichkeit mit jenen der Maremmen [ehemals versumpfte Niederungen an der tyrrhenischen Küste Italiens; Anm. d. Vf.] und ihre Bevölkerung verfällt demselben Verhängniß der Entartung und des Unterganges wie die Opfer der Malaria. [...] Mit dem Wachsthum der Großstädte gleichlaufend ist die Vermehrung der Entarteten aller Art, der Verbrecher, der Wahnsinnigen und der „höheren Degenerirten“ [...], und es ist natürlich, daß diese letzteren im Geistesleben eine immer auffälligere Rolle spielen, in Kunst und Schriftthum immer mehr Wahnsinns-Elemente einzuführen streben.“⁵⁵ Und eine weitere Textstelle: „Entartung und Hysterie sind aber die Folge übermäßiger organischer Abnützung, welche die Völker durch die riesenhaft gesteigerten Ansprüche an ihre Thätigkeit und durch das starke Anwachsen der Großstädte erlitten haben.“⁵⁶ Schließlich schreibt Nordau am Ende des zweiten Bandes: „Die lange und leidvolle Wanderung durch das Krankenhaus, als das wir, wenn nicht die ganze gesittete Menschheit, so doch die obere Schichte der Großstadt-Bevölkerung kennen gelernt haben, ist vollendet. Wir haben die mannigfaltigen Verkörperungen beobachtet, welche die Entartung und Hysterie in der Kunst, Dichtung und Philosophie der Gegenwart annehmen.“⁵⁷ Mit deutlich formulierter Polemik konstatierte Nordau ein enges Wechselverhältnis zwischen urbaner Entwicklung und degenerativen Symptomen, das seiner Ansicht zufolge in letzter Konsequenz die Züge einer Epidemie annehmen könnte. Was Nordau zu kreieren suchte,

53 Vgl. dazu etwa *D. Kashapova*, Kunst, Diskurs und Nationalsozialismus. Semantische und pragmatische Studien, phil. Diss., Tübingen 2006, S. 55-62. In diesem Zusammenhang spricht Kashapova, S. 55, von „einer semantischen Auffächerung des Wortes Entartung“.

54 *Max Nordau*, Entartung, 2 Bde., Berlin 1892-93. Zu den hohen Auflagen von Nordaus „Entartung“ siehe *G. Mattenklott*, Entartung. Max Nordaus Theorie kultureller Degeneration, in: Museum der Gegenwart – Kunst in öffentlichen Sammlungen bis 1937. Europa vor dem 2. Weltkrieg, Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 1987, S. 30.

55 *M. Nordau* (s. A 54), Bd. 1, S. 57 f.

56 Ebda., S. 69.

57 Ebda., Bd. 2, S. 519.

war ein Untergangsszenario, das sich als großes pathologisches Drama „auf den Zierplätzen europäischer Großstädte“ abspielte und in dessen Zentrum die Entartung stand.⁵⁸ Zu Recht hat die Forschung Nordaus *Entartung* als ein „kulturkritisches Pamphlet“ bezeichnet.⁵⁹ Doch hat sich Nordau in seinen Argumentationen auf den Großteil der damals bekannten Fachautoritäten, die sich mit psychiatrischen Degenerationslehren beschäftigten, ausdrücklich bezogen, wie etwa auf Bénédict Augustin Morel, Charles Féré, Henry Maudsley oder Richard von Krafft-Ebing. Auch hat er sein Buch Cesare Lombroso gewidmet.

Vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs finden sich in der deutschen Psychiatrie mehrere Degenerationstheorien, in denen das urbane Umfeld der Großstadt eine besondere Rolle spielt.⁶⁰ 1895 erschien das Buch *Die drohende physische Entartung der Culturvölker* des deutschen Psychiaters und Rassenhygienikers Wilhelm Schallmayer, in dem er sich mit jenen „Schädlichkeiten“ auseinandersetzte, die „zur körperlichen Entartung der Kulturvölker“ beitragen.⁶¹ Einer der wichtigsten Faktoren war seiner Ansicht zufolge die Entwicklung der Großstädte. In seiner 1906 veröffentlichten Schrift *Die geistigen Epidemien* schilderte der Psychologe Willy Hellpach den Fall einer Prostituierten im Berliner Stadtviertel Quartier Latin, deren physischer wie moralischer Verfall für ihn das Musterbeispiel für die extreme Wirkung des sozialen Milieus auf die Entwicklung „abnormer Wesenszüge“ war.⁶² Die „Gestaltung eines ursprünglich Krankhaften durch soziale Umstände“ bezeichnete Hellpach als „sozialpathologische Erscheinung“.⁶³ Diese gehörte seiner Meinung nach in „das Heer der psychopathischen und neurotischen Seelenveränderungen, Psychopathien und Neurosen [...]“. Es umfaßt die Millionen, die man so gewöhnlich „nervös“ oder „minderwertig“ oder „entartet“ oder „pervers“ [...] nennt.“⁶⁴ Ähnliche Gedanken vertrat Willy Hellpach auch in seiner ebenfalls 1906 erschienenen Schrift *Nervenleben und Weltanschauung*.⁶⁵ Darin ist zunächst von den „städtische[n] Proles“ die Rede: „Auch hier steht die physische Verbrauchsneurasthenie, verschärft noch durch die unterwertige Ernährung und den Alko-

58 Zu den „Zierplätzen europäischer Großstädte“ siehe *M. Nordau* (s. A 54), Bd. 1, S. 13.

59 Siehe dazu etwa *J.M. Fischer*, Dekadenz und Entartung. Max Nordau als Kritiker des Fin de siècle, in: *R. Bauer/E. Heftrich u.a.* (Hrsg.), *Fin de siècle. Zu Literatur und Kunst der Jahrhundertwende*, Frankfurt a.M. 1977, S. 110.

60 Auch in anderen Bereichen der deutschen Medizin wurde ab dem Ende des 19. Jahrhunderts die Verbindung von Entartung und großstädtischer Lebensweise diskutiert; siehe dazu etwa den Artikel: „Soziale Hygiene und Entartungsproblem“ des Mediziners Alfred Grotjahn in: *Theodor Weyl* (Hrsg.), *Handbuch der Hygiene*, 4. Bd., Allgemeine Bau- und Wohnungshygiene, Jena 1896, S. 727-790, vor allem Kap. VI: Die städtische Wohnweise als Ursache der Entartung, S. 761-773.

61 *Wilhelm Schallmayer*, *Die drohende physische Entartung der Culturvölker*, Berlin/Neuwied 1895, S. 22.

62 *Willy Hellpach*, *Die geistigen Epidemien*, Frankfurt a.M. 1906, S. 11-13.

63 *Ebda.*, S. 16; vgl. dazu auch S. 18-20.

64 *Ebda.*, S. 51.

65 *Willy Hellpach*, *Nervenleben und Weltanschauung. Ihre Wechselbeziehungen im deutschen Leben von heute*, Wiesbaden 1906.

holismus, durchaus im Vordergrund; nur stellt sich, mehr ebenbürtig als auf dem Lande, die hysterische Alteration ihr an die Seite, die in den traumatischen Gelegenheitsursachen ihre Anknüpfung findet und deren sozialpsychische Wurzeln wir früher angedeutet haben.⁶⁶ Und eine weitere Textstelle: „Und für die Grossstadt potenziert sich die Nervenschädlichkeit des Ganzen wesentlich nur dadurch, dass hier der Unternehmende nun auch noch passiv in diesem Gewirr steht und den Attacken der äußeren Verkehrsabwicklung auf Auge, Ohr, Tastsinn und durch sie hindurch auf Ärger, Verdruss, Zorn ausgesetzt ist. Darum erreicht die nervöse Alteration im modernen Weltstadtbürgertum ihren Gipfel.“⁶⁷

In seiner 1912 erschienenen Schrift *Über nervöse Entartung* befasste sich der Psychiater Oswald Bumke im Kapitel *Kultur und Entartung* mit jener Grundsatzkontroverse in der wissenschaftlichen Fachwelt, in der über die zentrale Frage diskutiert wurde, ob ein fortschreitender Verfall, vor allem die nervöse Entartung, das „Schicksal unserer Generation“ sei.⁶⁸ In der Gegenüberstellung zahlreicher Ansichten von damals bekannten Fachautoritäten konnte Bumke das erstaunlich breite Spektrum unterschiedlicher, teilweise disparater Lehrmeinungen aufzeigen.⁶⁹ Eine entscheidende Bedeutung kam in dieser Diskussion dem Phänomen der Großstadt zu. Immer wieder wurde diesbezüglich die Frage aufgeworfen, ob die städtische Bevölkerung oder ihre Wohn- und Lebensweise nicht in irgendeiner Form entartet seien, ob nun in körperlicher, sozialer oder psychischer Hinsicht. Bumke selbst konnte das von vielen Fachautoren konstatierte Wechselverhältnis zwischen Großstadt und Entartung durchaus bestätigen. Als abschließendes Ergebnis seiner gesamten Erörterungen resümierte er, „daß auch die nervöse Degeneration eine soziale Erscheinung ist“ und durch soziale Maßnahmen, etwa in Bezug auf „die körperliche Minderwertigkeit der Fabrikbevölkerung“, eingeschränkt werden könne.⁷⁰ Welche öffentlichen Auswirkungen diese Diskussion um das pathologische Phänomen der Entartung in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts hatte, zeigt sich auch an Bumkes wiederholten Verweisen auf die *englische Entartungskommission*.⁷¹ Diese Kommission wurde mit dem Ziel gegründet, eine amtliche Erhebung in Großbritannien durchzuführen, in der Umfang und Fortschreiten einer möglichen Entartung im britischen Volk untersucht werden sollten.⁷² 1905 legte die Kommission ihre Untersuchungsergebnisse dem englischen Parlament vor. Wie schon so häufig in der Geschichte der Entartungstheorien kam sie zu

66 Ebda., S. 48.

67 Ebda., S. 52.

68 Oswald Bumke, *Über nervöse Entartung*, Berlin 1912, S. 74 (Monographien aus dem Gesamtgebiete der Neurologie und Psychiatrie, Heft 1).

69 Ebda., S. 74-105.

70 Ebda., S. 105.

71 Ebda., S. 42, 80 f.

72 Zur englischen Entartungskommission siehe Hans Fehlinger, Untersuchungen über die körperliche Entartung des britischen Volkes, in: Politisch-anthropologische Revue. Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker, 5. Jg., Nr. 3, Juni 1906, S. 129-145.

folgendem Ergebnis: „Am anderen Ende der Reihe finden wir die Masse der Slum-Bevölkerung, unterernährt, arm, unwissend, in elenden Wohnungen und nur zum geringsten Teil von unseren Einrichtungen zur Ausbildung begünstigt; das sind die Degenerierten, welchen die gegenwärtige Erhebung gilt.“⁷³

5. WOHNUNGSNOT UND SOZIALES ELEND IN DEUTSCHLAND VON 1890 BIS 1930

Wie bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnten die unterschiedlichen Argumente und Ansichten über die Entartung in der Großstadt vom Ende des 19. Jahrhunderts bis etwa 1930 durch konkrete urbane Zustandsbeschreibungen untermauert werden. Gerade in deutschen Städten herrschten immer noch die schon hinlänglich bekannten, desolaten Wohnungsverhältnisse vor.⁷⁴ Exemplarisch hierfür steht Gustav von Schmollers *Mahnruf in der Wohnungsfrage*, der 1890 in der Publikation *Zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart* erstmals veröffentlicht wurde.⁷⁵ Erschütternde Schilderungen von den Wohnbedingungen in den städtischen Armenquartieren und Vorstädten ließen Schmoller zu folgendem Schluss kommen: „Die Zustände sind so entsetzlich, daß man sich nur wundern muß, daß die Folgen nicht noch schlimmere geworden sind.“⁷⁶ Und weiter schreibt Schmoller: „So nötigt die heutige Gesellschaft die untern Schichten des großstädtischen Fabrikproletariats durch die Wohnungsverhältnisse mit absoluter Notwendigkeit zum Zurücksinken auf ein Niveau der Barbarei und Bestialität.“⁷⁷ Zwanzig Jahre später waren die Wohn- und Lebensbedingungen der ärmeren Gesellschaftsschichten in den Großstädten indessen nicht besser geworden. In seiner Einleitung zum 1911 in zwei Bänden erschienenen Ausstellungskatalog *Der Städtebau nach den Ergebnissen der Allgemeinen Städtebau-Ausstellung in Berlin* beschrieb Werner Hegemann jene „schweren Übelstände in Berlin“.⁷⁸ Mit präzisen Zahlenangaben und Statistiken belegte

73 Ebda., S. 131.

74 Zu diesen desolaten Wohnverhältnissen in den deutschen Großstädten siehe etwa G.A. Ritter/J. Kocka (Hrsg.), *Deutsche Sozialgeschichte. Dokumente und Skizzen*, Bd. II: 1870-1914, München 1974, S. 56-61, 156-161, 243-287; K. Hartmann, *Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform*, München 1976, S. 8-16; D. Schubert (s. A 49), S. 47-58; M. Rodenstein, „Mehr Licht, mehr Luft“. Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750, Frankfurt/New York 1988, S. 105-122. Zum Berliner Wohnungselend im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts siehe G. Asmus (Hrsg.), *Hinterhof, Keller und Mansarde. Einblicke in Berliner Wohnungselend 1901-1920*, Reinbek bei Hamburg 1982; J. Boberg/T. Fichter/E. Gillen (Hrsg.), *Exerzierfeld der Moderne. Industriekultur in Berlin im 19. Jahrhundert*, München 1984, S. 242-279.

75 Gustav von Schmoller, *Ein Mahnruf in der Wohnungsfrage*, 1890; abgedruckt in: H. Frank/D. Schubert (s. A 36), S. 159-174. Ähnliche Schilderungen finden sich auch bei Werner Sombart: *Das Proletariat. Bilder und Studien*, Frankfurt a.M. 1906, S. 22-32.

76 G. von Schmoller (s. A 75), S. 161.

77 Ebda., S. 162.

78 Werner Hegemann (Hrsg.), *Der Städtebau nach den Ergebnissen der Allgemeinen Städtebau-Ausstellung in Berlin nebst einem Anhang: Die Internationale Städtebau-Ausstellung in Düsseldorf*, Ausstellungskatalog, 2 Bde., Berlin 1911; Einleitung von W. Hegemann, Bd. 1, S. 7-90; zum Zitat siehe S. 10.



Abb. 3: Berlin-Ost, Wohnung in der Rüdersdorfer Straße 12, Photographie, 1918; Quelle: G. Asmus (Hrsg.), Hinterhof, Keller und Mansarde. Einblicke in Berliner Wohnungselend 1901-1920, Reinbek bei Hamburg 1982, Abb. 190.

er seinen Bericht über die eklatante Wohnungsnot in Berlin: „Es sei darum zu Beginn dieses Berichtes der 550 000 Menschen gedacht, die in der Stadt Berlin allein (also nicht in Groß-Berlin) in überfüllten Wohnungen leben, in denen jedes heizbare Zimmer mit 4 bis 13 Menschen belegt ist. [...] Diese ernsten Worte und die Tatsachen, daß über eine halbe Million, mehr als ein Viertel, der Bewohner Berlins in menschenunwürdigen Verhältnissen wohnt, daß fast eine Viertelmillion Berliner Kinder Unentbehrliches entbehren muß, ergänzen sich.“⁷⁹ Vor diesem Hintergrund der massiven Verelendung in Berlin war es nicht weiter erstaunlich, dass Hegemann nun von einem „Kampf der Ordnung gegen das Chaos“ sprach.⁸⁰ 1913 veröffentlichte Karl Scheffler *Die Architektur der Großstadt*.⁸¹ Darin befasste er sich unter anderem mit der seiner Ansicht zufolge regellosen Erweiterung des alten Stadtkerns. In diesem Zusammenhang bezeichnete er das „deutsche Großstadtgebilde“ als eine „hypertrophische Entartung der alten Stadtwirtschaft“.⁸²

79 Ebda., S. 7.

80 Ebda., S. 8.

81 Karl Scheffler, *Die Architektur der Großstadt*, Berlin 1913.

82 Ebda., S. 10 f.

Am Ende des Ersten Weltkriegs und in den darauf folgenden Jahren hatten sich die Lebens- und Wohnbedingungen in den deutschen Großstädten nicht gebessert, im Gegenteil. Eine Vielzahl von Stadtpublikationen, Denk- und Reformschriften berichtete über die sich verschärfende eklatante Wohnungsnot und die daraus resultierenden urbanen Missstände in eindringlicher, mitunter anklagender Form (vgl. Abb. 3).⁸³ So schilderte Victor Noack in seinem 1925 veröffentlichten Buch *Kulturschande. Die Wohnungsnot als Sexualproblem* eine neunköpfige Familie, die 1920 in der Berliner Königsberger Straße in einer einzigen Stube und einer Küche wohnte.⁸⁴ Seinem Bericht zufolge waren sexueller Missbrauch, Kriminalität und physische wie psychische Erkrankungen der einzelnen Familienmitglieder die beinahe zwangsläufigen Konsequenzen dieser eklatanten Wohnmisere.

Sechs Jahre später veröffentlichte Alexander Graf Stenbock-Fermor seine Reiseberichte unter dem Titel *Deutschland von unten. Reisen durch die proletarische Provinz*, die er 1930 verfasst hatte und in denen er auch die katastrophalen Lebensbedingungen in Berlin dokumentierte: „Abschreckend häßliche Höfe, die blassen Kindern als Spielplätze dienen. Dunkle steile Treppen führen in Kellerwohnungen, die nicht einen Strahl Sonne empfangen, die so feucht sind, daß Dielen faulen, Schimmel Wände bedeckt, Betten und Keilkissen verschimmeln.“⁸⁵

Alleine die Betrachtung der Berliner Zustände, die von den letztgenannten Autoren – Hegemann, Noack und Stenbock-Fermor – in einem Zeitraum von zwanzig Jahren geschildert wurden, zeigt eines mit absoluter Deutlichkeit: das soziale Elend in den deutschen Großstädten hatte sich bis zum Ende der Weimarer Republik nicht wesentlich verbessert.

6. ENTARTUNG UND GROSSSTADT: EIN DEUTSCHER DISKURS IN PSYCHIATRIE, KULTURKRITIK UND RASSENTHEORIE

Vor diesem historischen Hintergrund war es nicht weiter erstaunlich, dass das Wechselverhältnis von Entartung und Großstadt auch nach dem Ersten Weltkrieg in der deutschen Psychiatrie erörtert wurde. In zwei 1920 veröffentlichten Publikationen mit dem

83 Bis in die frühen 1930er Jahre wurden solche Berichte über das soziale Elend in den deutschen Großstädten während der Weimarer Republik verfasst und publiziert. Siehe dazu etwa: *Michael Gasteiger*, Die Not in München. Einige Tatsachen, München 1923; *Hugo Breuer*, Denkschrift über die traurigen Wohnungsverhältnisse vieler kinderreicher Familien und Vorschläge zu deren Behebung und Verbesserung, München 1925; *Karl Sebastian Preis*, Die Beseitigung der Wohnungsnot in München, München 1927; *Werner Hegemann*, Das steinerne Berlin. Geschichte der größten Mietskasernenstadt der Welt, Braunschweig/Wiesbaden 1988, Kap.: Berlins Freiflächen, Bodenwucher und Bodenpolitik, S. 318-340.

84 *Victor Noack*, Kulturschande. Die Wohnungsnot als Sexualproblem, Berlin 1925, S. 11.

85 *Alexander Graf Stenbock-Fermor*, Deutschland von unten. Reisen durch die proletarische Provinz 1930, Luzern/Frankfurt a.M. 1980, S. 146 (Erstausgabe Stuttgart 1931).

Titel *Norm und Entartung des Menschen und Norm und Verfall des Staates* beschäftigte sich der Psychiater Kurt Hildebrandt ausführlich mit dem Phänomen der modernen Zivilisation.⁸⁶ Als Ergebnis seiner Untersuchungen formulierte er folgende Feststellung: „Damit führt notwendig die moderne Zivilisation zur relativen Rassenentartung.“⁸⁷ In diesem Zusammenhang verwies er vor allem auf die „rassenverderbende städtische Zivilisation“.⁸⁸ Als Abhilfe schlug er folgende Maßnahme vor: „Pathologisch-Entartete gibt es natürlich in allen sozialen Schichten, aber ein großer Teil bildet doch innerhalb der unteren sozialen Schicht wieder den Bodensatz als Vagabunden, Dirnen usw. Dieser Bodensatz kann durch staatliche Maßnahmen im Sinne der Ausmerze unterdrückt werden. Es wäre also ein (wenn auch nicht unbedenkliches) Klärungsverfahren der Rasse, dem Hinableiten der wirklich Minderwertigen zu diesem Bodensatz seinen Lauf zu lassen, anstatt sie mühsam über Wasser zu halten.“⁸⁹ Und weiter schreibt Hildebrandt: „Zur Abschaffung des Leidens gehört vor allem noch die Abschaffung der Armut. [...] Es muß eine arme, verkommene Unterschicht geben, in welche die zur Ausmerze bestimmten Rassenlinien hinableiten. Da Entartung immer neu entsteht, so kann auch im normalen Staat diese Unterschicht nicht ganz fehlen – es sei denn, daß man die Entarteten direkt vernichte.“⁹⁰

Eindeutig zeigen sich in Hildebrandts Argumentationen Analogien zum rassentheoretischen Gedankengut der damaligen Zeit. Und in der Tat schlugen sich seine Vorstellungen von „Rassenentartung“ in Paul Schultze-Naumburgs 1928 veröffentlichten Programmschrift *Kunst und Rasse* nieder.⁹¹ So bezog sich Schultze-Naumburg ausdrücklich auf Hildebrandts Normbegriff in dessen Buch *Norm und Entartung des Menschen* von 1920.⁹² Zwar ist in Schultze-Naumburgs Schrift vom Phänomen der Großstadt explizit nicht die Rede, doch berief er sich wiederholt auf die „übliche Trostlosigkeit unserer Umwelt“, mithin jene „Welt von Häßlichkeit, Schmutz und Trübsal“, die „uns umgibt“, um seine Vorstellungen von zeitgenössischen „Verfall- und Entartungserscheinungen“ zu fundamentieren.⁹³

Andere Autoren aus den Bereichen der Rassentheorie, der Kulturkritik oder des Kulturpessimismus haben sich in ihren Schriften der 1920er Jahre sehr wohl mit der Großstadt auseinandergesetzt und dabei ein Wechselverhältnis zwischen Verfalls- oder Degenerationstendenzen und Urbanität konstatiert. Ein Beispiel hierfür ist Oswald Spengler

86 Kurt Hildebrandt, *Norm und Entartung des Menschen*, Dresden 1920; *ders.*, *Norm und Verfall des Staates*, Dresden 1920.

87 Ebd., S. 243; zu dieser Argumentation siehe auch S. 247, 268.

88 Ebd., S. 243.

89 Ebd., S. 267; siehe dazu auch S. 259 f.

90 Ebd., S. 210.

91 Paul Schultze-Naumburg, *Kunst und Rasse*, München 1928.

92 Ebd., S. 93 f; zu Hildebrandts Schrift siehe Anm. 86.

93 P. Schultze-Naumburg (s. A 91), S. 93, 118, 122; siehe dazu auch S. 107, 112, 121-124, 142.

mit seiner 1923 erstmals publizierten Schrift *Der Untergang des Abendlandes*.⁹⁴ Im Kapitel *Die Seele der Stadt* prognostizierte Spengler zukünftige „Stadtanlagen für zehn bis zwanzig Millionen Menschen, die sich über weite Landschaften verteilen, mit Bauten, gegen welche die größten der Gegenwart zwerghaft wirken, und Verkehrsgedanken, die uns heute als Wahnsinn erscheinen würden.“⁹⁵ Und die folgende Textstelle: „Ein grauenvolles Elend, eine Verwilderung aller Lebensgewohnheiten, die schon jetzt zwischen Giebeln und Mansarden, in Kellern und Hinterhöfen einen neuen Urmenschen züchten, hausen in jeder dieser prachtvollen Massenstädte.“⁹⁶ Weiter schreibt Spengler: „Und nun geht aus der Tatsache, daß das Dasein immer wurzelloser, das Wachsein immer angespannter wird, endlich jene Erscheinung hervor, die im stillen längst vorbereitet war und jetzt plötzlich in das helle Licht der Geschichte rückt, um dem ganzen Schauspiel ein Ende zu bereiten: *die Unfruchtbarkeit des zivilisierten Menschen*. [...] Hier liegt eine durchaus *metaphysische* Wendung zum Tode vor. Der letzte Mensch der Weltstädte will nicht mehr leben, wohl als einzelner, aber nicht als Typus, als Menge; in diesem *Gesamtwesen* erlischt die Furcht vor dem Tode.“⁹⁷ Und folgende Textpassage: „Auf dieser Stufe beginnt in allen Zivilisationen das mehrhundertjährige Studium einer entsetzlichen Entvölkerung. Die ganze Pyramide des kulturfähigen Menschentums verschwindet. Sie wird von der Spitze herab abgebaut, zuerst die Weltstädte, dann die Provinzstädte, endlich das Land [...]. Nur das primitive Blut bleibt zuletzt übrig, aber seiner starken und zukunftsreichen Elemente beraubt. Es entsteht der *Typus des Fellachen*.“⁹⁸ Als letzte Konsequenz sah Spengler „am Ausgang der Entwicklung die leerstehenden Riesenstädte, in deren Steinmassen eine kleine Fellachenbevölkerung nicht anders haust als die Menschen der Steinzeit in Höhlen und Pfahlbauten.“⁹⁹ Kaum deutlicher und apodiktischer hätte man den Verfalls- oder Degenerationsprozess innerhalb einer urbanen Entwicklung formulieren können, und das, obwohl Spengler den Entartungsbegriff in diesem Zusammenhang nicht verwendete.

Ähnlich wie Spengler sahen es auch die Apologeten der nationalsozialistischen Bewegung, wie Adolf Hitler, Richard Walther Darré oder Alfred Rosenberg. Hitler sprach bereits in *Mein Kampf* von 1925/1926 von der „Massenverseuchung“ der großstädtischen Bevölkerung und dem „Unrat unserer sittlichen Verpestung der großstädtischen Kultur“.¹⁰⁰ Darré wiederum bezeichnete die Stadt in seinen Schriften, wie *Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse* von 1929 oder in *Neuadel aus Blut und Boden*

94 Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, München 1995 (Erstausgabe München 1923).

95 Ebda., S. 675.

96 Ebda., S. 676.

97 Ebda., S. 679.

98 Ebda., S. 681.

99 Ebda., S. 683.

100 Adolf Hitler, *Mein Kampf*, München 1938, S. 270 f., 279 (Erstausgabe München 1925/26).

von 1930, als „Unfruchtbarkeitsmaschine“ oder „Polyp“ und sah in ihrem „Schmarotzertum“ die „lebensgesetzliche Unterlage der Stadt“.¹⁰¹ Rosenberg konstatierte in seiner 1930 erstmals publizierte Schrift *Der Mythos des 20. Jahrhunderts* in Bezug auf die Entwicklung der „Weltstadt“ demgegenüber Folgendes: „Das Ziel aller dieser, die vollkommene Freizügigkeit als weltanschauliche Grundlage aufweisenden technischen Anstrengungen ist ein Haufen von Mammut-Steinpyramiden, in denen jedes menschliche Leben veröden, erstarren, einst endgültig sterben muß.“¹⁰² Aus dem Grunde sprach er wiederholt von der „volksvernichtende[n]“, „völkermordende[n]“ oder „blutverseuchende[n] Weltstadt“.¹⁰³ „Aus der Stadt als Zentrum einer Gesittung“, so Rosenberg, „ist durch die Weltstädte ein System von Vorposten des bolschewistischen Niedergangs geworden.“¹⁰⁴ Zudem begann „die Weltstadt [...] ihre rassenvernichtende Arbeit. Die Nachtkaffees der Asphaltmenschen wurden zu Ateliers, theoretische, bastardische Dialektik wurde zum Begleitgebet immer neuer „Richtungen“. Im Umfeld der Metropolen konnten sich Rosenberg zufolge die unterschiedlichen Tendenzen der modernen Kunst entwickeln, eben jene „Mestizenkunst“ mit ihren „Züge[n] der Entartung“.¹⁰⁵ Symbolisch umgesetzt sah Rosenberg seine urbane Krankheits- und Verfallsmetaphorik vor allem in der deutschen Hauptstadt, in jenem „lehmig-leichenfarbigen Bastardtum des syrisch gewordenen Berlins“.¹⁰⁶

7. DIE KRITIK AN DER MODERNEN GROSSSTADT IM DRITTEN REICH UND IN DER NACHKRIEGSZEIT

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme hörte die Kritik an der modernen Großstadt nicht auf, im Gegenteil.¹⁰⁷ Viele nationalsozialistische Kulturideologen und Rassentheoretiker konstatierten die schon hinlänglich bekannte Verbindung zwischen Entartung und Urbanität. In seiner 1934 publizierte Programmschrift *Was ist Deutsch in der Deutschen Kunst?* bezeichnete Kurt Karl Eberlein die Großstadt als den „Feind einer wahren Kultur“.¹⁰⁸ Im selben Jahr veröffentlichte der Rassenkundler Hans F.K. Günther seine Schrift *Die Verstädterung*.¹⁰⁹ Darin ist wiederholt von der „Gefahr des Volkszer-

101 Richard Walther Darré, *Das Bauertum als Lebensquell der Nordischen Rasse*, München 1933, S. 78 (Erstausgabe München 1929); *ders.*, *Neuadel aus Blut und Boden*, München 1930, S. 91.

102 Alfred Rosenberg, *Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit*, München 1943, S. 555 (Erstausgabe München 1930).

103 Ebda., S. 302, 552, 554, 556.

104 Ebda., S. 550.

105 Ebda., S. 298 f.

106 Ebda., S. 300.

107 Siehe dazu K. Bergmann (s. A 1), S. 327-360; E. Pfeil (s. A 1), S. 72-75.

108 Kurt Karl Eberlein, *Was ist Deutsch in der Deutschen Kunst?*, Leipzig 1934, S. 21.

109 Hans F.K. Günther, *Die Verstädterung. Ihre Gefahren für Volk und Staat vom Standpunkte der Lebensforschung und der Gesellschaftswissenschaft*, Leipzig/Berlin 1934.

falls“ die Rede, die Günther zufolge hauptsächlich durch den Vorgang der Verstädterung hervorgerufen werde.¹¹⁰ Einerseits entstand durch diesen Prozess „die Vermehrung der Erblich-Minderwertigen unter den verstädterten Massen“.¹¹¹ Andererseits ist die „Gefahr, sich durch Geist zu zersetzen, [...] besonders in den Städten drohend“.¹¹² Entartung in Zusammenhang mit Verstädterung setzte Günther das Prinzip der „Aufartung“ entgegen, die jedoch „nur vom Lande her möglich [ist].“¹¹³ Zur Vorbereitung des Dritten Reiches gehörte seiner Ansicht nach aber eine Grundbedingung: „Entstädterung des deutschen Volkes in seiner Siedlungsweise und in seinen Gesinnungen“.¹¹⁴

1939 veröffentlichte der schon durch seine Schriften um die Jahrhundertwende bekannte Willy Hellpach erstmals sein Buch *Mensch und Volk der Großstadt*.¹¹⁵ Darin bezeichnete er die „Denaturierung“ als zwangsläufige Konsequenz jeder urbanen Entwicklung: „Das ist eben in jeder Hinsicht der Prozeß, den alles Stadtleben in extremen Ausmaßen an den Menschen vollbringt, die ihm verschrieben sind.“¹¹⁶ Noch im selben Absatz machte er folgende Feststellung: „So ist die hominide *Denaturation* nicht etwa an sich eine *Degeneration*, die „Überart“, welche in der ganzen irdischen Natur allein der Homo verkörpert, keine Entartung; aber sie kann es werden; es gibt eine Entfernung vom Natürlichen, die auch dessen Notwendiges bedroht, z.B. eben die Generation, die Selbsterhaltung der Art, lahmlegt.“¹¹⁷

Etwa zur gleichen Zeit wie Hellpachs *Mensch und Volk der Großstadt* erschien die Schrift *Aufstieg und Niedergang der Völker* des völkischen Philosophen Max Wundt.¹¹⁸ Ähnlich wie in Günthers *Verstädterung* stellte Wundt mehrfach eine Gefährdung oder einen Verfall sowohl der Rasse als auch des sogenannten „Herrenblutes“ in den Städten fest.¹¹⁹ „Die Stadt“, so seine Argumentation, „verbraucht die Volkskräfte, die das Land erzeugt.“¹²⁰ Die Menschen in der Stadt „werden leiblich und geistig schwächer.“¹²¹ Der bereits im Titel seiner Schrift konstatierte „Niedergang der Völker“ wurde von Wundt mit ihrer Verstädterung gleichgesetzt.¹²²

110 Ebda., S. 8, 11, 13.

111 Ebda., S. 17.

112 Ebda., S. 34.

113 Zu den Begriffen der Entartung und Aufartung siehe *Hans F.K. Günther* (s. A 109), S. 46, 50.

114 Ebda., S. 46. Zum Prinzip der „Entstädterung“ siehe auch *Hans F.K. Günther*, *Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform*, Leipzig/Berlin 1939, S. 620, 626, 647.

115 *Willy Hellpach*, *Mensch und Volk der Großstadt*, Stuttgart 1952 (Erstausgabe Stuttgart 1939); zu Hellpachs Schriften um die Jahrhundertwende s. A 62-67.

116 Ebda., S. 99.

117 Ebda., S. 100.

118 *Max Wundt*, *Aufstieg und Niedergang der Völker. Gedanken über Weltgeschichte auf rassischer Grundlage*, München/Berlin o. J. (ca. 1939).

119 Ebda., S. 42, 45-49. Zu Günthers „Verstädterung“ s. A 109-114.

120 *Max Wundt* (s. A 118), S. 48.

121 Ebda., S. 50.

122 Ebda., S. 55.

1940 erschien der Sammelband der vierten Frankfurter Konferenz für medizinisch-naturwissenschaftliche Zusammenarbeit über das Thema *Biologie der Großstadt*.¹²³ Der überwiegende Teil der aus verschiedenen wissenschaftlichen Fachdisziplinen stammenden Autoren äußerte seine persönlichen Bedenken an den häufig als besorgniserregend empfundenen Zuständen in den Großstädten, wobei sich diese kritischen Stellungnahmen bis zur offenen Ablehnung gegenüber jeglicher Form von Urbanität steigern konnten.¹²⁴ Auf der einen Seite wurde die Großstadt in typischer NS-Polemik als „Mordgrube der deutschen Volkskraft“, „Totengräber des Volkes“ oder als „Grab der Rassetüchtigkeit“ bezeichnet (vgl. Abb. 4).¹²⁵ Auf der anderen Seite galt sie zumindest als günstiger Nährboden, wenn nicht sogar als „Brutstätte“ für alle Arten sowohl physischer und psychischer Krankheiten wie auch seelischer Abnormalitäten.¹²⁶ Spezifische Stadtentwicklungen wurden von einigen Autoren als „Krebschaden“ diagnostiziert, während andere in Bezug auf Nachtleben oder Prostitution von den „Hautkrankheiten der Riesenstädte“ oder einfach nur vom „Morast der Großstadt“ sprachen.¹²⁷ Und schließlich durften auch die hinlänglich bekannten Verweise auf den urbanen Prozess der „biologischen

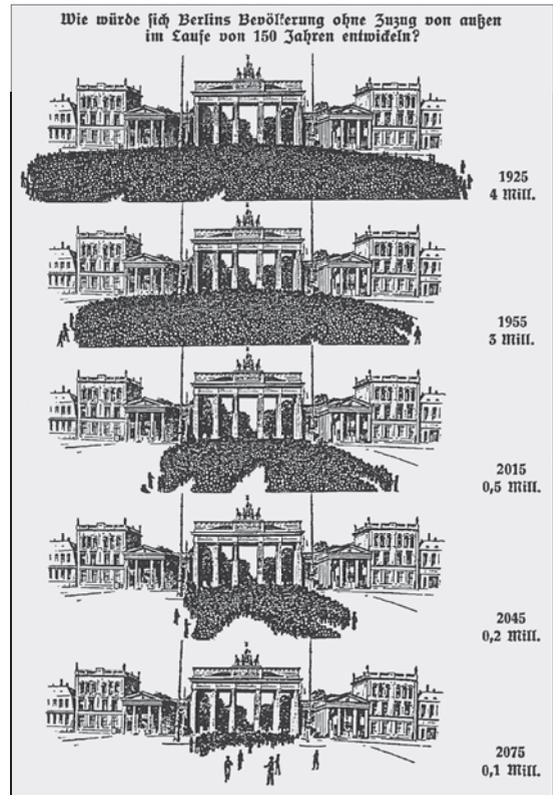


Abb. 4: „Die Großstadt als Massengrab des Volkes“; Quelle: O. Helmut (Hrsg.), *Volk in Gefahr. Der Geburtenrückgang und seine Folgen für Deutschlands Zukunft*, München 1933, S. 559.

123 Bernhard de Rudder/Franz Linke, *Biologie der Großstadt*, Dresden/Leipzig 1940 (Frankfurter Konferenzen für medizinisch-naturwissenschaftliche Zusammenarbeit, IV. Konferenz am 9./10. Mai 1940).

124 Zur offenen Ablehnung gegenüber dem Phänomen der Großstadt siehe etwa den Artikel von O. Frhr. v. Verschuer, *Anthropologie und Großstadt*, in: B. de Rudder/F. Linke (s. A 123), S. 1-11.

125 Ebda., S. XI, 6, 8; Siehe dazu auch die NS-Polemik der „Großstadt als Massengrab des Volkes“ in: Otto Helmut (Hrsg.), *Volk in Gefahr. Der Geburtenrückgang und seine Folgen für Deutschlands Zukunft*, München 1933, S. 22.

126 Zum Begriff der „Brutstätte“ sowie den krankheitsregenden Ursachen und Gefahren der Großstadt siehe Bernhard de Rudder/Franz Linke (s. A 123), S. 9, 152 f., 158 f., 174, 184, 192, 196, 199.

127 Ebda., S. 64, 73, 107, 154.

Entartung“ oder auf jene im „Betriebe der Großstadt“ untergetauchten Entarteten nicht fehlen.¹²⁸

Das Wechselverhältnis zwischen Entartung und moderner Großstadt wurde auch in zwei urbanistischen Schriften thematisiert, die zwar schon während des Zweiten Weltkriegs verfasst worden waren, aber erst in der Nachkriegszeit erschienen. Sowohl in Hans Bernhard Reichows Schrift *Organische Stadtbaukunst* von 1948 als auch in dem von Johannes Göderitz, Roland Rainer und Hubert Hoffmann 1957 veröffentlichten Buch *Die Gegliederte und Aufgelockerte Stadt* ist von „Entartung“ wiederholt die Rede.¹²⁹ So sprach Reichow gleich mehrfach von der „entarteten Großstadt“ oder von der „Entartung alles Großstadtlebens“, während Göderitz, Rainer und Hoffmann konstatierten, dass „unsere Städte zu unorganischen, zersplitterten und im Betrieb unwirtschaftlichen Gebilden entartet [sind].“¹³⁰ Im Vor- und Geleitwort zu den zwei Publikationen verwiesen die Autoren ausdrücklich darauf, dass die gesamte Arbeit bzw. die darin enthaltenen Vorstellungen und Gedanken bereits während des Zweiten Weltkriegs konzipiert oder schon größtenteils abgeschlossen waren.¹³¹ In beiden Schriften wurden demnach Gedanken hinsichtlich der Entartung moderner Großstädte formuliert, deren Ursprünge eindeutig in den Maximen nationalsozialistischer Stadtplanung liegen.¹³² Und beide Schriften gehören zur theoretischen Grundlage des urbanistischen Leitbildes der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“, das den Städtebau der deutschen Nachkriegszeit bis zu Anfang der 1960er Jahre beherrschte.¹³³

Im selben Jahr, als Johannes Göderitz, Roland Rainer und Hubert Hoffmann ihr Buch veröffentlichten, erschien eine zweibändige, von Paul Vogler und Erich Kühn herausgegebene Schrift mit dem Titel *Medizin und Städtebau*.¹³⁴ Auf über 1.400 Seiten legte eine Vielzahl von Fachleuten aus unterschiedlichen, für die moderne Stadtplanung relevanten Fachdisziplinen ihre neuesten Erkenntnisse über das komplexe Beziehungsgeflecht zwischen medizinischer und urbanistischer Entwicklung dar. Vor allem das Phänomen der Großstadt wird in verschiedenen Textbeiträgen mit Attributen oder Symbolbegriffen

128 Ebda., S. 8, 156.

129 H.B. Reichow, *Organische Stadtbaukunst*. Von der Grossstadt zur Stadtlandschaft, Braunschweig/Berlin/Hamburg 1948; J. Göderitz/R. Rainer/H. Hoffmann, *Die Gegliederte und Aufgelockerte Stadt*, Tübingen 1957.

130 H.B. Reichow (s. A 129), S. 3-13; J. Göderitz/R. Rainer/H. Hoffmann (s. A 129), S. 84.

131 H.B. Reichow (s. A 129), S. VII; J. Göderitz/R. Rainer/H. Hoffmann (s. A 129), S. 5.

132 Siehe dazu etwa P. Lammert, *Die gegliederte und aufgelockerte Stadt vor und nach 1945. Eine Skizze zur Planungsgeschichte*, in: *Die alte Stadt. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege*, Jg. 14, 1987, S. 352-366; W. Durth, *Von der Großstadt zur Stadtlandschaft*, in: H.-R. Müller-Raemisch, *Leitbilder und Mythen in der Stadtplanung 1945-1985*, Frankfurt a.M. 1990, S. 50-55.

133 Zu diesem urbanistischen Leitbild im Städtebau der deutschen Nachkriegszeit siehe H.-R. Müller-Raemisch (s. A 132), S. 21-55; D. Reinborn, *Städtebau im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1996, S. 183-187.

134 P. Vogler/E. Kühn (Hrsg.), *Medizin und Städtebau. Ein Handbuch für gesundheitlichen Städtebau*, 2 Bde., München/Berlin 1957. Zur Publikation von J. Göderitz, R. Rainer und H. Hoffmann s. A 129.

umschrieben, die eindeutig auf eine urbane Krankheits- oder Verfallsmetaphorik verweisen. So ist diesbezüglich von dem „krankhaft aufgeblähten Organismus“, dem „Urbanisierungstrauma“ oder von der „Verderbtheit des Stadtlebens“ ebenso die Rede wie von dem „kranken Stadtkörper“, der „krankhaften Verdichtung“ oder vom „Abbau der pathologischen Großstadt“.¹³⁵ Auch wird die Großstadt häufig als eine der wichtigsten Ursachen für die Entstehung von vegetativen, infektiösen oder psychischen Störungen und Krankheiten genannt.¹³⁶ Und schließlich taucht auch der Entartungsbegriff wieder auf, in diesem Falle als „technische Entartung der Häuslichkeit“, „Entartung der Mensch-Wohnungs-Beziehungen“ oder als „Heimentartung“ interpretiert.¹³⁷

1959 erschien das von Karl Otto herausgegebene Buch *Die Stadt von Morgen. Gegenwartsprobleme für alle*, das vom Bundesministerium für Wohnungsbau gefördert wurde und aus der Ausstellungsabteilung der Internationalen Bauausstellung, der bekannten und überaus einflussreichen „Interbau Berlin 1957“, entstanden war.¹³⁸ Neben Einführungstexten zu verschiedenen urbanen Themenbereichen sind es vor allem die Abbildungen städtischer Lebensweise mit ihren kurzen Bildlegenden, die in dichter Folge den Hauptteil der Publikation beherrschen. Urbane Krankheits- und Verfallsvorstellungen werden hier auf eine sprachlich prägnante Formel gebracht: „Heute werden die meisten Kinder durch die Großstadt gesundheitlich geschädigt.“ Und ein weiteres Beispiel: „Schwer erreichbare oder für den Motorverkehr kaum zugängliche Innenflächen der Stadt verlieren an Wert und entarten zu Verfallsvierteln.“¹³⁹ Ebenso knapp werden auch die Urteile hinsichtlich der negativen Folgeerscheinungen eines städtischen Lebens formuliert: „Wir bezahlen Stadt und Zivilisation nicht nur mit Bronchialkrebs, mit Krankheit, mit gestörten Grundfunktionen, sondern mit der Summe der Minuspunkte, der Summe der Abträglichkeiten im Körperlich-Geistig-Seelischen.“¹⁴⁰

Weniger kategorisch aber teilweise ebenso kritisch sind die Argumentationen in der von Wolf Schneider 1960 erstmals publizierten Stadtbaugeschichte *Überall ist Babylon*, die bis zum Ende des Jahrzehnts eine erstaunlich große Auflagenzahl erreichte.¹⁴¹ Bereits in der Einführung bringt Schneider seine Vorstellung vom Antagonismus einer Stadt sinnfällig zum Ausdruck: „Sie ist das Sammelbecken der Vitalität und der Nervosität, der Brennpunkt der Macht und der Herd des Verfalls.“¹⁴² Das urbane „Reizklima“, wie

135 Zu diesen Begriffen siehe P. Vogler/E. Kühn (s. A 134), Bd. 1, S. 257, 652, 654; Bd. 2, S. 511 f., 523, 641, 649.

136 Vgl. ebda., Bd. 1, S. 326, 335, 352 f., 356, 369, 456, 529, 562, 658 f.; Bd. 2, S. 533, 641.

137 Ebda., Bd. 1, S. 458 f.

138 Karl Otto (Hrsg.), *Die Stadt von Morgen. Gegenwartsprobleme für alle*, Berlin 1959.

139 Ebda., S. 63.

140 Ebda., S. 73.

141 W. Schneider, *Überall ist Babylon. Die Stadt als Schicksal des Menschen von Ur bis Utopia*, München/Zürich 1968 (Erstausgabe Düsseldorf 1960). Zu diesem Antagonismus siehe auch S. 375.

142 Ebda., S. 8.

es Schneider nennt, mache aus dem Großstadtbewohner „ein nervöses, fahriges, gehetztes, oft bejammernswertes Wesen“, erniedrigt zu „einem gereizten Tier, [...] reif fürs Sanatorium – oder schließlich abgestumpft und durch nichts mehr zu erregen.“¹⁴³ Vor allem der Überdruß „ist eine Krankheit der Großstadt“.¹⁴⁴ Allerdings müsse man seiner Ansicht nach die Tatsache respektieren, dass die Großstadt in der modernen Industriegesellschaft „keine Ausnahme mehr und schon gar keine Entartungserscheinung“ sei.¹⁴⁵ Nur ein Jahr nach der Publikation von Schneiders Buch erschien aber die berühmte Stadtbaugeschichte *The City in History* des amerikanischen Architekturkritikers und Stadtbautheoretikers Lewis Mumford, in der die Begriffe der städtischen Entartung und Degeneration erneut eine wichtige Rolle spielen sollten.¹⁴⁶

8. LEWIS MUMFORD UND DER VERFALL DER GROSSSTADT

Bereits 1938 veröffentlichte Lewis Mumford sein Buch *The Culture of Cities*.¹⁴⁷ Im Kapitel *Rise and Fall of Megalopolis* beschäftigte er sich mit dem Kreislauf von Wachstum und Verfall der Stadt und bezog sich in diesem Zusammenhang zunächst auf Oswald Spenglers Gedanken zur urbanen Entwicklung in dessen Schrift *Der Untergang des Abendlandes* von 1923.¹⁴⁸ Weitaus wichtiger war indessen Mumfords Bezug auf das Stufenmodell eines urbanen Prozesses, das der schottische Biologe Patrick Geddes entwickelt hatte und das von der ersten Stufe der Dorfgemeinschaft – „Eopolis“ – bis zur sechsten und letzten Stufe der „Nekropolis“ führte.¹⁴⁹ Was sich hier manifestierte, war ein Kulturpessimismus, der mit Hilfe eines zwar sukzessive, aber dennoch zwangsläufig verlaufenden Verfalls der Großstadt metaphorisch zum Ausdruck gebracht wurde: von der Megalopolis über die Tyrannopolis, Parasitopolis und Pathopolis schließlich zur Nekropolis. Mehr als zwanzig Jahre später veröffentlichte Mumford sein vermutlich berühmtestes Buch zur Stadtgeschichte: *The City in History*.¹⁵⁰ In viele Sprachen übersetzt und in immer neuen Auflagen herausgegeben, gilt es auch heute noch als klassisches Grundlagenwerk zur Stadtbauforschung.¹⁵¹ Darin bezog sich Mumford erneut auf Patrick Geddes' Stufeneinteilung der städtischen Entwicklung, wobei er die „Pathopolis“, die „Stadt der Krankheiten“ gleich

143 Ebda., S. 377 f.

144 Ebda., S. 378.

145 Ebda., S. 431.

146 *Lewis Mumford*, *The City in History*, New York 1961.

147 *Lewis Mumford*, *The Culture of Cities*, Chippenham 1997 (Social Theories of the City, Vol. X, Amerikanische Erstausgabe New York 1938).

148 *L. Mumford* (s. A 147), S. 283 f. Zu Spenglers *Untergang des Abendlandes* s. A 94-99.

149 *L. Mumford* (s. A 147), S. 284-292. Zu Patrick Geddes' Stufenmodell eines urbanen Prozesses siehe auch *Philip Mairet*, *Pioneer of Sociology. The Life and Letters of Patrick Geddes*, London 1957, S. 125 f.

150 *L. Mumford* (s. A 146)

151 Siehe dazu etwa die deutsche Ausgabe: *L. Mumford*, *Die Stadt. Geschichte und Ausblick*, 2 Bde, München 1984.

mehrfach ausdrücklich hervorhob und mit dem Begriff der „Psychopathopolis“ noch weiter spezifizierte.¹⁵² Darüber hinaus vertrat er nun eine medizinische Auffassung von unterschiedlichen Krankheitssymptomen, um den urbanen Verfall zu erläutern: „Wenn die Geschichte der Stadt im 19. Jahrhundert [...] die Geschichte einer Krankheit ist, dann könnte man die Geschichte der Stadt im 20. Jahrhundert die Geschichte einer seltsamen Krankenpflege nennen, bei der man die Symptome zu beseitigen versucht, aber sorgfältig genau die qualvollen Verhältnisse aufrechterhält, welche die Krankheit verursacht – und dazu noch die Reaktionen ausgelöst haben, die ebenso schlimm sind wie die Krankheit selber.“¹⁵³ Seine Vorstellung vom „Aufstieg und Fall von Megalopolis“ hat Mumford unter anderem mit einer schon bekannten Diagnose umschrieben: „städtische Degeneration“.¹⁵⁴ Und auch der Entartungsbegriff wurde von ihm verwendet.¹⁵⁵ Damit waren Termini, die sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in den Degenerationstheorien der europäischen Psychiatrie entwickelt und etabliert hatten, in der Stadtbaugeschichte der frühen 1960er Jahre immer noch präsent.

9. ENTARTUNG UND GROSSSTADT:

DIE KONTINUITÄT EINES KRITISCHEN LEITBEGRIFFS

Seitdem Bénédict Augustin Morel in seiner Degenerationslehre von 1857 die katastrophalen urbanen Lebens- und Wohnbedingungen zur Hauptursache für die Entstehung von Entartung erklärt hatte, wurde von verschiedenen Vertretern der europäischen Psychiatrie bis in die 1920er Jahre eine Verbindung von Großstadt und Entartung konstatiert. Einige Fachautoren gingen sogar soweit, dieses Wechselverhältnis als Voraussetzung für einen möglichen kulturellen wie zivilisatorischen Nieder- oder Untergang zu deuten. Möglich wurden solche Argumentationen durch die historischen Rahmenbedingungen, in denen sich in der Tat eine soziale Verelendung in den rapide anwachsenden Großstädten abzeichnete, die durch diverse Berichte seit den 1830er Jahren in teilweise drastischer Form dokumentiert wurde. So bestand also zwischen der kontinuierlichen Entwicklung von Entartungstheorien und der urbanen Misere in den europäischen Großstädten eine gewisse Koinzidenz, die noch bis in die 1920er Jahre aus dem Grunde fortbestand, weil sich die desolaten urbanen Lebensbedingungen trotz unterschiedlicher Reformversuche nicht wesentlich verbessert hatten. Diese über Jahrzehnte andauernde urbane Krise war demnach ein idealer Nährboden für die Entstehung medizinischer Entartungskonzepte.

152 L. Mumford (s. A 151), Bd. 1, S. 270, 275, 650. Bei Patrick Geddes umfasst die Pathopolis „all manner of diseases, bodily, mental, moral“; siehe dazu: Ph. Mairet (s. A 149), S. 126.

153 L. Mumford (s. A 151), Bd. 1, S. 622.

154 L. Mumford (s. A 151), Bd. 1, S. 553. Zum Ausdruck „Aufstieg und Fall von Megalopolis“ siehe S. 614.

155 L. Mumford (s. A 151), Bd. 1, S. 544.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts dominierte eine offen vorgetragene Polemik die Diskussionen um die Verbindung von Entartung und Großstadt. Mustergültig hierfür steht Max Nordaus Schrift *Entartung* von 1892-1893. Die hohen Auflagen dieses Buches zeigen zudem, dass sich nun die Öffentlichkeit für das Phänomen der Entartung zu interessieren begann. Nicht umsonst wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts in England eine *Entartungskommission* mit dem Ziel gegründet, mögliche Degenerationstendenzen in der britischen Bevölkerung zu untersuchen. Entartung als pathogenes Phänomen, das man vor allem in der Großstadt antreffen konnte, wurde somit populär und griff in der Folgezeit auf andere Disziplinen außerhalb der Psychiatrie über.

Spätestens seit den 1920er Jahren wurde auch in kulturpessimistischen und rassen-theoretischen Schriften das Verhältnis von Entartung und Großstadt erörtert. Hierbei standen aber weniger wissenschaftliche, als vielmehr ideologische Aspekte im Vordergrund, welche die Diskussionen fortan beherrschten. Man braucht diesbezüglich nur auf Alfred Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts* von 1930 zu verweisen. Das Thema Entartung und Großstadt wurde nun instrumentalisiert, um die politischen Ansichten und Zielsetzungen des jeweiligen Autors zu untermauern. Überdies bot die in diesem Zusammenhang verwendete Krankheits- und Verfallsmetaphorik eine ideale Grundlage für die Entwicklung einer Terminologie im Rahmen der nach 1933 offiziell verkündeten nationalsozialistischen Kunstdoktrin mit ihrem Leitbegriff der „Entarteten Kunst“.¹⁵⁶ Und so ist es auch nicht weiter erstaunlich, dass deutsche Stadtbautheorien, die zwar erst in der Nachkriegszeit veröffentlicht wurden, aber während des Zweiten Weltkriegs bereits konzipiert worden waren, wie etwa die genannten Schriften von Hans Bernhard Reichow, Johannes Göderitz, Roland Rainer und Hubert Hoffmann, auf unterschiedlichen Argumentationsebenen mit dem Entartungsbegriff operierten.

Trotz der verheerenden Auswirkungen der NS-Kunstideologie wurde der Entartungsbegriff nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs auch weiterhin verwendet. Dies belegen die Schriften des renommierten Stadtbautheoretikers Lewis Mumford, der in seiner 1961 veröffentlichten *City in History* sowohl von „Entartung“ als auch von „städtische[r] Degeneration“ sprach.

Vermutlich war für Mumford der internationale Krisenzustand, in dem sich die Metropolen damals befanden, der Auslöser dafür, urbane Verfalls- und Entartungstendenzen zu konstatieren.¹⁵⁷ Jedenfalls brachte er durchaus vergleichbare Argumente vor, wie sie in zumindest vereinfachter Form bereits 1857 Bénédict Augustin Morel in seiner psychiatrischen Degenerationslehre erstmals formuliert hatte.

156 Zur NS-Kunstideologie mit ihrem Leitbegriff der „Entarteten Kunst“ siehe etwa *St. Barron*, „Entartete Kunst“. Das Schicksal der Avantgarde im Nazi-Deutschland, München 1992; *Chr. Zuschlag*, „Entartete Kunst“. Ausstellungsstrategien im Nazi-Deutschland, Worms 1995.

157 Siehe dazu *L. Mumford* (s. A 151), Bd. 1, S. 613-663. Zur Stadtforschung, die diesen urbanen Krisenzustand der 1960er Jahre thematisiert, siehe *R. Lindner* (s. A 2), S. 171-188.

Mit beiden Autoren und ihren Schriften ist somit der Anfangs- und Endpunkt eines etwa ein Jahrhundert umfassenden Zeitraumes angegeben, währenddessen in verschiedenen Fachdiskursen eine Großstadtkritik thematisiert wurde, deren gemeinsamer Nenner der Entartungsbegriff war. Die hierbei auftretenden Unterschiede in den Argumentationen ergaben sich fast zwangsläufig, ging es doch den einzelnen Autoren um jeweils besondere Aspekte der Großstadt: von den verschiedenen Faktoren der Stadthygiene über das urbane Wohn- und Lebensmilieu für das Individuum, die soziale Gruppe oder die gesellschaftliche Schicht bis zum Verhältnis von Großstadt und Rasse. Dementsprechend vielfältig waren auch die individuellen Vorstellungen gegenüber der jeweils geschilderten urbanen Problematik, die von konstruktiven Reformgedanken bis zur offenen Aversion reichten. Nur der Entartungsbegriff stellt eine gewisse Kontinuität in diesem an divergierenden Lehrmeinungen reichen Spektrum der Großstadtkritik dar.

Als Gesamtbild ist diese historische Übersicht aber keineswegs vollständig, da die Beschäftigung mit Primärquellen aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen immer wieder neue Textsequenzen hervorbringt, in denen die Verbindung von Entartung und Großstadt auf jeweils unterschiedliche Weise thematisiert wird. Aus dem Grunde handelt es sich eher um einzelne Fragmente, aus deren Zusammensetzung lediglich ein vorläufiges Zwischenergebnis und noch lange kein abschließendes Fazit gewonnen werden kann. Und selbst die Chronologie, die bislang einen Zeitraum von etwa 1850 bis 1960 umfasst, ist noch erweiterbar, da urbane Degeneration nicht nur vor der Mitte des 19. Jahrhunderts beschrieben wurde, sondern auch bis in die Gegenwart weiter konstatiert wird.¹⁵⁸

Sucht man nun am Ende der Untersuchung ein zeitgemäßes Sinnbild für die von den einzelnen Autoren geschilderten Krankheits-, Verfalls- und Degenerationstendenzen, dann findet man in Fritz Langs berühmter Filmfigur des Dr. Mabuse deren perfekte Personifizierung.¹⁵⁹ Dieser geniale und zugleich wahnsinnige Psychoanalytiker entspricht jener Vorstellung von „genio-folia-degenerazione“, wie sie Cesare Lombroso in seinen Schriften aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wiederholt zum Ausdruck brachte.¹⁶⁰ Im Film beschreibt Prof. Baum, der Direktor der Nervenheilanstalt, den eingelieferten Mabuse als einen Menschen „an der Grenze von Genie und Wahnsinn“, dessen geplante Terrorherrschaft in der Überschreitung dieser Grenze ihre eigentliche Motivation findet.¹⁶¹ Seine verbrecherischen Handlungen können allerdings nur realisiert werden, in-

158 Man muss diesbezüglich nur auf die Fülle aktueller Einträge in Internet-Suchmaschinen, wie etwa Google, für „urban degeneration“ verweisen. Auch werden derzeit wieder pathogene Faktoren in gegenwärtigen Stadtentwicklungen, wie dem „urban sprawl“ – dem „urbanen Wuchern“ –, konstatiert; siehe dazu etwa *Howard Frumkin*, *Urban Sprawl and Public Health*, in: *Public Health Reports*, Vol. 117, Mai/Juni 2002, S. 201-217.

159 Fritz Lang hat die Filmfigur des Dr. Mabuse in insgesamt drei Filmen umgesetzt: „Dr. Mabuse, der Spieler“, 1922; „Das Testament des Dr. Mabuse“, 1932; „Die 1000 Augen des Dr. Mabuse“, 1960; siehe dazu: *Th. Koebner* (Hrsg.), *Reclam Filmklassiker*, Bd. 1, Stuttgart 2002, S. 76-84.

160 Zu Lombrosos Vorstellung von „genio-folia-degenerazione“ s. A 18-21.

161 Zu diesem Filmzitat siehe *Th. Koebner* (s. A 159), S. 82.

dem der städtische Raum den hierfür notwendigen Handlungsrahmen bietet. Die Genialität und der Wahnsinn des Dr. Mabuse, mithin seine Entartung im Sinne Lombrosos, sind ohne das Umfeld der riesigen Großstadt mit ihren verbotenen Lasterhöhlen, Speunken und nächtlichen Straßen demnach nicht vorstellbar. Oder wie es Norbert Jacques in seinem 1921 erstmals veröffentlichten Roman *Dr. Mabuse – Der Spieler* formuliert hat: „Dort lebte er, eingedeckt in die unentwirrbaren Schlüpfen, die die Millionenstadt und seine Bande, deren Instinkte er ausbildete und benutzte, um ihn legten, nur dem einen Ziel entgegen. [...] Die Abgründe Berlins waren das sichere Jagdgebiet.“¹⁶²

162 N. Jacques, *Dr. Mabuse – Der Spieler*, Erststadt 2006, S. 234-237 (Erstausgabe Berlin 1921).

»GARTENSTÄDTE VON MORGEN« WAS BLEIBT VON DER IDEE?

„Das Ziel, das ich nun unserem Volk und anderen Völkern zu setzen wage, ist hoch und doch auch ihren Kräften angemessen: sie sollen sich rüsten für die Aufgabe, Gruppen schöner gartenumkränzter, heimatlicher Städte für diejenigen zu bauen, die jetzt in überfüllten schmutzigen Städten wohnen.“

Ebenezer Howard, 1898¹

„Wir müssen die Garten-Städte mit ihrer pseudo-natürlichen Umgebung abschaffen. [...] Und wir müssen das stumpfsinnige, rückwärtsgewandte und erstickende Zentrum von Paris in eine grüne Stadt verwandeln, eine strahlende Stadt. Wir müssen die Natur in die Mauern von Paris hereinbringen.“

Le Corbusier, 1935²

1. VORBEMERKUNGEN

Im 19. Jahrhundert hatte die Industrialisierung die europäischen Großstädte auf den Gipfel ihres macht- und wirtschaftspolitischen Erfolgs geführt – und zugleich in eine soziale und strukturelle Krise. Unübersehbar zeigten sich die Schattenseiten der ungestümen Modernisierung. Die Erfahrungen damit ließen Ende des Jahrhunderts Ideen für konkrete Reformen erstarren. Ebenezer Howard entwickelte schließlich das bahnbrechende Gesamtkonzept und gab ihm einen Namen: die ›Garden City‹ sollte Abhilfe schaffen. Die Verbindung der als gegensätzlich erfahrenen Daseinsorte des Menschen – Stadt und Land – im Begriff der ›Gartenstadt‹ erwies sich als überaus suggestiv und erfolgreich. Sie war allerdings nicht von Anfang an Namensgeber der Reformkonzepte. Howard, der versuchte, die immanenten Widersprüche zwischen der ungezügelter Bodenspekulation und den Lebensbedingungen der Menschen zu lösen, hatte sein epochales Werk zunächst ›To-morrow – a peaceful path to real reform‹ genannt (1898). Erst die Neuauflage von 1902

1 E. Howard, To-morrow, a Peaceful Path to Real Reform, London 1898; 2. (1902) und spätere Auflagen: Garden Cities of To-Morrow; deutsch: Gartenstädte in Sicht, Jena 1907; neu hrsg. von J. Posener, Gartenstädte von morgen. Das Buch und seine Geschichte, Berlin/Frankfurt a.M. 1968, S. 130; im Folgenden wird nach dieser Ausgabe zitiert.

2 Le Corbusier, La Ville radieuse, Paris 1935, S. 107 (Übers. Th. W).

erschien unter dem Titel ›Garden Cities of To-Morrow‹.³ Zwei Jahrzehnte später existierten bereits zahlreiche Übersetzungen und weiterführende Beiträge, vor allem aber zwei direkt darauf aufbauende Stadtgründungen und schließlich Dutzende von ausgeführten oder geplanten Projekten sowie von Gruppierungen der schnell international verbreiteten Gartenstadt-Bewegung.

Der rasche Erfolg führte bald zu einer Trivialisierung, ja zur Verfälschung von Howards Gedanken.⁴ Diese Entwicklung scheint in der allgemeinen Feststimmung der heute begangenen Gründungsjubiläen der ersten ›Gartenstädte‹ etwas aus dem Blick geraten zu sein. Angesichts des Einflusses, den diese vor 100 Jahren realisierten Beispiele erlangten, aber auch mancher Gefährdungen, die sie heute erleben, ist es an der Zeit, die Wirkungsgeschichte und das Erbe dieser Idee erneut kritisch zu betrachten.⁵ Was, außer dem bald zum Schlagwort geratenen Begriff, verbindet die weltweit entstandenen ›Garten-Städte‹? Waren diese Versuche von einem gemeinsamen Gedanken getragen, der in den gebauten Ergebnissen noch aufscheint?

2. »GARTENSTADT« – PROGRAMM ODER SAMMELBEGRIFF?

Die Frage, was mit dem Begriff ›Gartenstadt‹ gemeint sei, lässt sich nicht ohne Widersprüche beantworten. Einerseits gebührt Howard das Verdienst, seinem umfassenden Reformvorschlag mit dem attraktiven Namen enorme Verbreitung und Wirkung verschafft zu haben. Andererseits sind nur zwei Gartenstädte annähernd nach seinen Vorschlägen entstanden, gleichwohl wurden zahlreiche Siedlungen, bei denen einzelne Aspekte davon realisiert wurden, ›Gartenstädte‹ genannt. Und schließlich ist der Begriff, oft unter Bezug auf die von Howard begründete Bewegung, in ganz unterschiedliche Siedlungsmodelle eingeflossen. Ein skizzenhafter Überblick mag zunächst die Vielfalt der Ergebnisse verdeutlichen:

2.1. *Howards Modell*

Die Gartenstadt, wie Howard sie entwarf,

▷ ist eine Industrie- und Handelsstadt mit dauerhaft begrenzter Einwohnerzahl von

- 3 E. Howard (s. A 1) – auch Theodor Fritsch, deutscher Publizist und Propagandist völkischer Gedanken, hatte seinem noch vor Howards Werk publizierten Stadtmodell, das einige ähnliche Ideen enthielt, zunächst den Titel ›Die Stadt der Zukunft‹ (Leipzig 1896) gegeben. Nach dem Erfolg von Howards Buch fügte er in der zweiten Auflage (Leipzig 1912) den zugkräftigen Untertitel ›Gartenstadt‹ hinzu.
- 4 Vgl. Frederick J. Osborns Vorwort zur engl. Neuauflage von Howards Buch (1946), in: E. Howard (s. A 1), S. 163. Zur Begriffsgeschichte bes. S. 179 ff. und B. Kampffmeyer, Von der Gartenvorstadt zur Gartenstadt, Berlin-Grünau 1919.
- 5 Vgl. zuletzt Th. Will/R. Lindner (Hrsg.), Gartenstadt. Geschichte und Zukunftsfähigkeit einer Idee, Dresden 2012. Der vorliegende Aufsatz erscheint in ausführlicherer Form als Resümee in diesem Sammelband, der auf die gleichnamige internationale Tagung in Dresden-Hellerau von 2008 zurückgeht.

einer Größe, die ein volles städtisches Leben ermöglicht, aber zugleich die Nähe zur umgebenden Natur sichert;

- ▷ stellt eine Alternative zur Großstadt dar; sie ist nicht integraler Teil derselben;
- ▷ ist umgeben von Ackerland bzw. einem Grüngürtel, der nicht bebaut werden darf;
- ▷ ermöglicht durch ihre Zonierung eine enge funktionale und räumliche Verbindung zwischen Haus, Arbeitsplatz, Läden und Kulturzentren;
- ▷ weist eine maßvolle Baudichte und damit ausreichend Licht, Gärten und öffentliche Grünflächen auf, die ihr ein „halb ländliches Aussehen verleihen;“⁶ sie ist aber dicht genug, um auch städtischen Raum und Charakter auszubilden; Hausgärten sind möglich, aber sekundär;
- ▷ bietet keinen Raum für Bodenspekulation; das gemeindliche Bodeneigentum ist verpachtet, so dass öffentliches Ordnungsinteresse und die Wahlfreiheit des Einzelnen zu ihrem Recht kommen; die Wertsteigerung des Bodens fließt der Stadt als Ganzes zu.

Angesichts dieser umfassenden und ambitionierten Ziele überrascht es nicht, dass viele Projekte die Kriterien der »wirklichen« Gartenstadt nicht oder nur unvollständig erfüllten, wie dies auch aus den Reihen der Gartenstadt-Gesellschaften bald kritisiert wurde.⁷

2.2. Quellen und Vorläufer

Schon Howards Quellen geben Hinweise darauf, dass es ihm nicht um die Vorstadt-Siedlung im Grünen ging, sondern um eine gut geordnete, überschaubare Stadtanlage, die gerechte und gesunde Lebensbedingungen für alle bietet, eingebettet in eine Gartenlandschaft, wie sie seit Anfang des 18. Jahrhunderts in England zum Symbol für die freie Entfaltung der (vornehmen) Individuen geworden war. Er erwähnt selbst die Boden- und Gesellschaftsreformer des frühen 19. Jahrhunderts. Er kannte die Sozialutopien Fouriers, vor allem aber Robert Owens (1771-1858), dessen »villages of mutual corporation« deutliche Gemeinsamkeiten mit seinem Modell aufweisen, ebenso wie die paternalistisch-philanthropischen Fabriksiedlungen, von Owens' New Lanark bis zu Port Sunlight (vgl. Abb. 1) und Bournville, wo er seine Gartenstadtgesellschaft tagen ließ. Neben den »progressivistischen« Stadtvisionen der Frühsozialisten waren Howard die »kulturalistischen«⁸ Modelle der Stadtreform seiner Zeit vertraut. Beeinflusst vom Gedankengut des großen Romantikers John Ruskin (den Howard mehrfach zitiert), folgten letztere einer kulturkritischen Sicht auf die Stadt.

6 E. Howard (s. A 1), S. 74.

7 Vgl. B. Kampffmeyer, Gründungsmitglied und Vorstand der 1902 gegründeten Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft, der beklagt, dass der Begriff zum Sammelbegriff „ohne Rücksicht auf soziale Grundlagen und Ziele“ geworden sei (Die Gartenstadtbewegung, Leipzig 1909).

8 Zur Unterscheidung »progressivistischer« und »kulturalistischer« Stadtmodelle vgl. F. Choay, *The Modern City. Planning in the 19th Century*, New York 1969, S. 109.



Abb. 1: Nach dem Bild einer alten englischen Kleinstadt: Grünzug „The Dell“ in Port Sunlight, Modell-Werksiedlung für die Angestellten der Lever Brothers Seifenfabrik, erbaut ab 1888; Aufnahme 1980, *Th. Will*.

Das Feld bereiteten auch die seit der Jahrhundertmitte erlassenen britischen Wohlfahrts- und Sanierungsgesetze, die vor allem auf die Verbesserung der Wohnbedingungen zielten. Und die Idee, die ausufernden Städte durch Grüngürtel in ihrer Größe zu begrenzen – schon in Thomas Morus’ Utopie von 1515 enthalten –, war in Deutschland durch das Buch von ›Arminius‹ propagiert worden.⁹ Schließlich kannte Howard, der einige Jahre in Chicago gelebt hatte, die Projekte des amerikanischen Park Movements mit anspruchsvoll gestalteten Vorstadtsiedlungen. Der Begriff ›Garden City‹ war dort bereits als „liebenswürdige Beschreibung“ für einige Städte in Gebrauch.¹⁰

Zu den Parallelerscheinungen, die nicht Howards umfassendem Ansatz folgten, aber als zeitgenössische Phänomene der Stadtflucht in sein Konzept eingeflossen sein dürften, zählen die aus den Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts hervorgegangenen und durch die Einführung neuer Verkehrsmittel beförderten Gartenvorstädte. Von einer ganz anderen Entwicklungslinie her kommen dann vor allem in Deutschland die vom Bürgertum getragenen Siedlungsexperimente der Lebensreform und die Künstlerkolonien hinzu. Als kulturkritische Reaktionen auf die ungezügelte Expansionsphase der Gründerzeit sind sie oft mit weitergehenden kommunitären oder weltanschaulichen Zielen verbunden.

9 *Arminius* [Gräfin Adelheid Dohna-Poninski], *Die Großstädte in ihrer Wohnungsnot und die Grundlagen einer durchgreifenden Abhilfe*, Leipzig 1874.

10 *F.J. Osborn* (s. A 4), S. 179.



Abb. 2: Letchworth Garden City (gegr. 1903); erste Gartenstadt nach Ebenezer Howards Konzept; Architekten: B. Parker und R. Unwin; aus: L. Benevolo, *Geschichte der Stadt*, Frankfurt 1983.

2.3. Gartenstadt-Bewegung: „an Stelle enger Höfe schöne Gärten zu setzen“¹¹

In diesen weit gestaffelten Kontext eingebettet entstehen ab 1903 mit Letchworth (vgl. Abb. 2) und ab 1920 mit Welwyn die einzigen nach Howards Idee konzipierten Gartenstädte. Das, was außerhalb Englands als ›Gartenstadt‹, ›cité jardin‹, ›tuinstad‹, ›hageby‹ oder ›trädgårdsstaden‹ errichtet wurde, besaß allenfalls den Charakter einer Gartenvorstadt.¹² Die dabei angewendete niedrige, offene oder halboffene Bebauung wurde gleichwohl sehr schnell als ›Gartenstadt-Typus‹ etikettiert. Die kleinmaßstäblichen, sorgsam komponierten städtebaulichen Gruppierungen, wie sie von Raymond Unwin zunächst für Letchworth, bald darauf für Hampstead Garden Suburb entwickelt wurden, fanden großen Anklang und wurden weithin bestimmend für das ›Gartenstädtische‹. So entstanden unter dem Einfluss der Gartenstadt-Gesellschaften die ›Gartenstädte‹ Hellerau bei Dresden, Staaken bei Berlin, Rüppurr bei Karlsruhe, in Nürnberg, in Enskede bei Stockholm oder in Vreewijk in Holland. Die meisten sind, wie schon die Wohnsiedlung für Schimmel & Co. in Miltitz bei Leipzig, die Arbeiter-Colonie Grube Marga in Brieske und die Kruppsche Gartenvorstadt Margarethenhöhe in Essen, moderne Werks- und Arbeitersiedlungen. Ihre offene, durchgrünte Bauweise wurde nun auch allgemein für viele

¹¹ E. Howard (s. A 1), S. 150.

¹² Vgl. G. Albers, *Zur Entwicklung der Stadtplanung in Europa. Begegnungen, Einflüsse, Verflechtungen*, Braunschweig/Wiesbaden 1997, S. 169, 302.

Städte eingeführt, „um den Bau von Mietskasernen zu verhindern und für die Zukunft das Bild einer ›Gartenstadt‹ zu sichern.“¹³

Die 1909 gegründete ›Gartenstadt Hellerau‹ bei Dresden konnte in den ersten Jahren eine Reihe von Howards Reformansätzen vereinen. Das zeichnete sie vor ähnlichen Siedlungen und zunächst sogar vor Letchworth aus, wie Howard anlässlich seines Besuches im Jahr 1912 bemerkte. Letztlich aber blieb auch Hellerau trotz der zugeordneten Deutschen Werkstätten eine vorstädtische Wohnanlage „ohne jene Eigenständigkeit, wie sie Howard erstrebt und in Letchworth auch – im Grundsatz – erreicht hatte.“¹⁴

Diese vor allem an einem durchgrünten, aufgelockerten Stadtbild orientierten Gartenvorstädte wurden in zahllosen Varianten, auch als Villen- und Rentnerkolonien, fortgeführt. Daneben entstanden völlig eigenständige und sogar großstädtische Gartenstadtmodelle. Nach dem Ersten Weltkrieg waren die Ideen Howards bereits zum Gemeingut der Planer in aller Welt geworden. Ihr Einfluss zeigt sich in der englischen New Towns Policy, bei der Planung von Hilversum, in den Projekten für selbständige Satellitenstädte bzw. in den unselbständigen Trabantenstädten Ernst Mays um Frankfurt a.M. ebenso wie in Radburn (New Jersey), wo 1928 erstmals das Automobil strukturbestimmend wurde. Nicht zuletzt wurde die Gartenstadt-Idee zu einer Grundlage der sowjetischen Stadtplanung (nachdem bereits 1913 eine russische Gartenstadtgesellschaft gegründet worden war).

Die als ›Gartenstädte‹ bezeichneten Siedlungen waren eine Voraussetzung des gemeinnützigen Wohnungsbaus in der Weimarer Republik, wo bald traditionalistische und funktionalistische Modelle miteinander konkurrierten.¹⁵ Während erstere sich am Bild des Dorfes, der organischen Kleinstadt oder der Landhauskolonie orientierten, folgten die Konzepte des ›Neuen Bauens‹ der technisch-abstrakten Formenwelt der konstruktivistisch ausgerichteten Avantgarden. Ihre Großsiedlungen wurden Teil der funktionell gegliederten Stadt, deren Superblocks als Wohnkollektive im Grünen konzipiert sind.

Auch die Siedlungsplanung der NS-Zeit bediente sich einzelner Gedanken der Gartenstadt. Gottfried Feders Konzept der idealen Kleinstadt mit 20.000 Einwohnern (1939) steht in „späte[r] Nachfolge Howards unter anderen Prämissen.“¹⁶ Selbst ein so bedeutender Planer der modernen Großstadt wie Martin Wagner wandte sich nun gegen die „Großstadt der Ich-Zeit“ und schlug eine bandartige „Stadt-Land-Stadt“ von 25.000 Einwohnern mit einer an Howard erinnernden Gliederung vor.¹⁷

13 Hier bezogen auf die Vorschrift von 1909 für Winterthur, zit. n. G. Albers (s. A 12), S. 100.

14 Ebda., S. 169. – Eine frühe Bewertung der Gartenstadtgründungen gibt bereits F. Biel, *Wirtschaftliche und technische Gesichtspunkte zur Gartenstadtbewegung*, Leipzig 1914.

15 Vgl. N. Huse: „Neues Bauen“ 1918 bis 1933. *Moderne Architektur in der Weimarer Republik*, 2. Aufl. Berlin 1985, S. 91, 100-102.

16 G. Albers (s. A 12), S. 186.

17 M. Wagner, *Die neue Stadt im neuen Land*, Berlin 1934.

Mit dem Plan für Groß-London (1944) wird der Gartenstadtgedanke erstmals auf eine hauptstädtische Region übertragen. Besonders deutliche Spuren hinterließ das Gartenstadtmodell dann beim Bau der über 20 neuen Städte nach dem britischen New Towns Act von 1946. Nirgendwo war damals die Bereitschaft, sich von historischen Stadtstrukturen zu lösen, größer als in England.¹⁸ Auch in der Bundesrepublik erfolgten einige derartige Gründungen (u.a. Wulfen), ebenso in Frankreich und Israel.

2.4. Konzentration und Auflösung

In ihren Auswirkungen zeigt die Idee der Gartenstadt zwei prinzipiell unterschiedliche Tendenzen: einerseits die am Strukturmodell Howards orientierten autonomen, meist urban konzentrierten Neugründungen, mit einer großen Bandbreite funktionaler, stadträumlicher und architektonischer Konzepte vom israelischen Kibbuz bis zur Neugründung der Hauptstadt Australiens; andererseits die lediglich an der durchgrünten Bauweise orientierten Garten-Vorstädte. Diese führen über den Weg der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ und der Trabantenstädte in die autogerechten, amorphen Agglomerationen von Suburbia und der ›Zwischenstadt‹ (vgl. Abb 3). So steht in der typologischen Reihe, die mit der kleinen Kolonie vor der Stadt – und ihrer privaten Autonomie von Haus und Garten – begann und in deren Zentrum wir die eigenständige Gartenstadt von Howard als bedeutendstes Modell finden, am Ende die ›Stadtlandschaft‹.¹⁹ Als das räumlich umfassendste Konzept wendet sie die Idee der Gartenstadt als eines autonomen Gemeinwesens in ihr Gegenteil: Wo eine ›urbane Landschaft‹ der Ausdehnung der einzelnen Stadt- oder Siedlungsbereiche keine räumlichen Grenzen mehr setzt, bleibt am Ende das Bild eines formlos überbauten Gartens. Die Stadt, um die es den Reformern ging, hat sich darin aufgelöst.

2.5. Die traditionelle Stadt – eine Garten-Stadt

Die hier angedeutete Großfamilie der ›Garten-Städte‹ ist so verzweigt wie ihre sozialen, ökonomischen und architektonischen Wurzeln. Ihre Grenzen sind weit und fließend, die Ränder offen. Wenn wir nun noch die vorindustrielle Stadt näher in den Blick nehmen oder die islamische, auch die ostasiatische Stadt, so entdecken wir: überall ›Garten-Städte! Jedes Haus hat einen Garten, zumindest einen Gartenhof, die Stadt hat überschaubare Grenzen und ist von offener (Agrar-) Landschaft umgeben. Einzig die liberalistische Industriestadt des 19. Jahrhunderts, deren aktuelle Ableger wir in den Schwellenländern heranwachsen sehen, war demnach keine Garten-Stadt. Diese Stadt, gegen die nicht nur Howard, sondern Generationen von Planern, Architekten, Sozialreformern, Literaten und Politikern gekämpft haben, wird somit als die eigentliche Anomalie in der

¹⁸ G. Albers (s. A 12), S. 322.

¹⁹ Vgl. zuletzt: S. Wolfrum / W. Nerdinger (Hrsg.), Multiple City. Stadtkonzepte 1908-2008, Berlin 2008, S. 12 ff., 136 f.

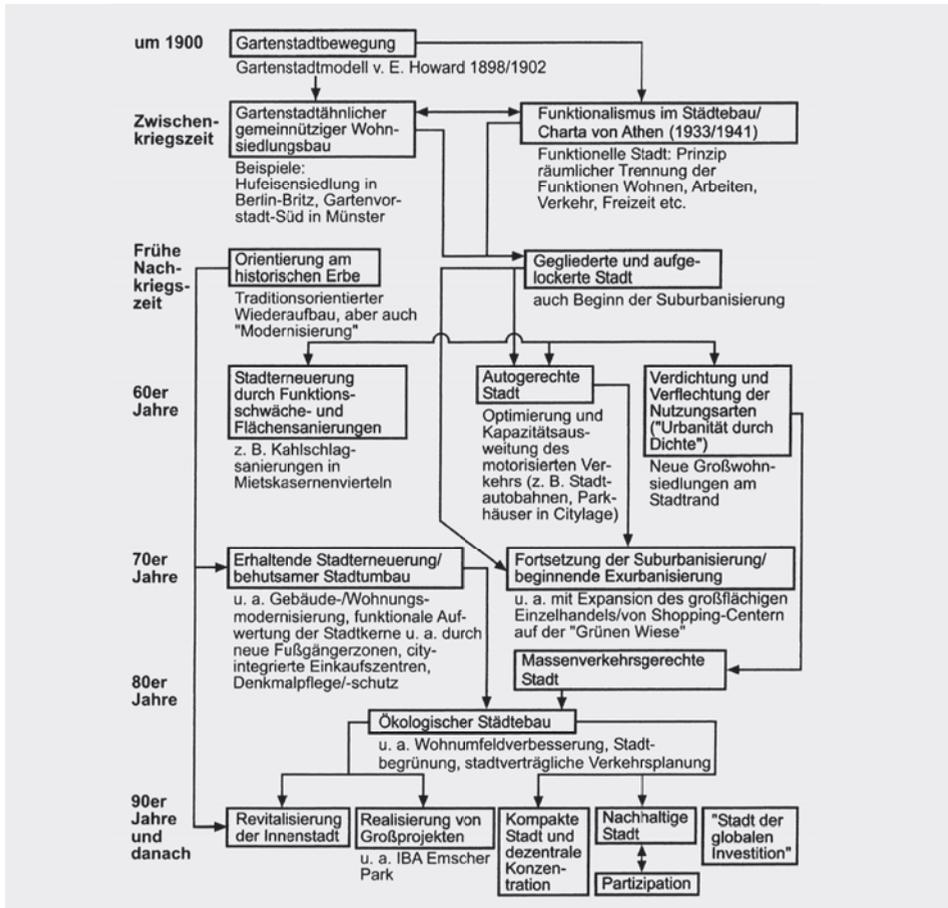


Abb. 3: Die Gartenstadt als Keimzelle der Stadtkonzepte des 20. Jahrhunderts; aus: H. Heineberg, Grundriss Allgemeine Geographie: Stadtgeographie, Paderborn 2000.

Geschichte der Stadt erkennbar: als der krisenhafte Sonderfall einer übermäßig verdichteten und zugleich entgrenzten Stadt, wie sie erst das fossile Zeitalter möglich gemacht hat. Das erklärt die Faszination des Gegenentwurfs der ›Garten-Stadt‹, die doch in der Geschichte der Stadt gar nichts Außergewöhnliches darstellt, sondern sich als der bewährte Regelfall entpuppt.²⁰

²⁰ Auch Howards Vorschläge zur Bevölkerungsdichte waren an der traditionellen Stadt orientiert, die dem Garten in der Stadt Raum bot und sich seit dem Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert wenig verändert hatte; vgl. L. Mumford, Der Gartenstadtgedanke und moderner Städtebau, Vorwort zur engl. Neuausgabe von Howards Buch (1946), in: E. Howard (s. A 1), S. 183-193, hier S. 185 f.

3. EIN RADIKALES KONZEPT DER STADTKRITIK

Die Versuche, Gartenstädte zu errichten, haben sich vom gesamtreformistischen Anspruch Howards weit entfernt. Von der Vision einer kollektiv organisierten, selbständigen Stadtgründung führte der Weg in die Sterilität der Schlafstädte und die Zersiedlung des Landes durch Einfamilienhäuser. Diese Entwicklung haben schon die Protagonisten der Gartenstadt freimütig bekannt,²¹ und sie wird bis heute bedauert und verurteilt. Für eine Bewertung ist jedoch eine Frage von Interesse, die selten gestellt wurde: Wie hat der ideale Gegenentwurf der Gartenstadt sich denn zur realen Stadt gestellt?²²

Schon das »progressivistische« Stadtmodell der Frühsozialisten hatte sich von der existierenden Stadt abgewandt. Die alten Bauten und ihr Einfluss auf die Stadtentwicklung galten als Hindernisse für den Fortschritt. Deshalb hatten diese Reforme sozialistisch organisierte Kommunen in einer neuen, antistädtischen Raumordnung konzipiert, die an die autonomen architektonischen Modelle und den rationalistischen Naturbegriff der Aufklärung anknüpften. In geometrisch idealisierten Gruppen stehen die Bauten, nach Funktionen getrennt, in einer von den Städten und ihrer Geschichte unberührten Landschaft. Obwohl kaum dauerhafte Realisierungen daraus erwachsen, nahmen die architektonischen Sozialutopien wichtige Bestrebungen des 20. Jahrhunderts vorweg: Indem sie die alte Stadt durch radikale Alternativen negativ definierten, leisteten sie einen grundlegenden, über die reine Stadtkritik von Engels u. a. hinausreichenden Beitrag zu ihrer Veränderung.

Auch das »kulturalistische« Modell der Stadtreform entsprang sozialistischen Anliegen.²³ Seine Väter John Ruskin und William Morris gingen jedoch stärker von einer historisch vergleichenden Kritik an der Stadt aus. Die in der Industriestadt verloren gegangene Bedeutungsvielfalt suchten sie durch die Neuformulierung vorindustrieller städtischer Praktiken wiederzugewinnen. Dazu sollte auch die Erhaltung der alten Stadtbereiche beitragen. Unter dem Einfluss der künstlerischen und historiographischen Wiederentdeckung des Mittelalters entstand seit der Mitte des 19. Jahrhunderts das Modell einer ganzheitlichen, »organisch« in der Kulturgeschichte verankerten Stadt. Es ist retrospektiv, aber nicht reaktionär, und steht in Opposition zur mechanisch-industriellen Zersplitterung der Großstadt. Wo die Sozialutopisten eine neue Harmonie in der hygienischen Ordnung eines rationalistischen Ideals suchten, glaubte der Sozialist Morris die verlo-

21 Vgl. *F.J. Osborn* (s. A 4); er verweist auf das Paradox, dass die Lebensarbeit Raymond Unwins, der bei der Planung von Letchworth die entscheidende Rolle gespielt hatte, »wesentlich dazu beitrug, der Entwicklung von Gartenvororten Vorschub zu leisten, [...] obwohl gerade Unwin als Schüler von Howard sie prinzipiell ablehnte.« (S. 164)

22 Vgl. zum Thema generell: *Th. Will*, Düstere Hintergrund und reizende Reste. Zum Bild der alten Stadt in den Projekten der Moderne, in: *S. Brandt/H.-R. Meier* (Hrsg.), *Stadtbild und Denkmalpflege. Konstruktion und Rezeption von Bildern der Stadt*, Berlin 2008, S. 176-195.

23 *F. Choay* (s. A 8), S. 102 ff.

rene Harmonie in der Entwicklung einer neuen handwerklich-künstlerischen und populären Kultur wiederzufinden. Im romantischen Blick auf eine vorindustrielle Kultur, die noch nicht von Entfremdung geprägt erschien, entstand das Bild einer Stadt, die räumliche Konzentration in überschaubaren Siedlungsgemeinschaften bot, mit direktem Bezug zur umgebenden Landschaft, ein Ort der Vielfalt und Abwechslung anstelle von Standardisierung und geometrischem Schematismus.

Morris nahm damit manche Ideen Howards vorweg. Dieser aber lag, zum Beispiel mit seinen Berechnungen, näher an der wirtschaftlichen Realität; auch politisch dachte er maßvoller. Dennoch war Howards Stadtmodell, anders als die meisten Realisierungsversuche von Gartenstädten, Ausdruck einer idealistischen Utopie, in der sich Großstadtkritik und Agrarromantik mit sozialpolitischen und technischen Fortschrittsideen verbanden. Sein Vorschlag war radikal, in bestimmter Hinsicht sogar radikaler als die nachfolgenden Großstadtprojekte eines Le Corbusier, Ludwig Hilberseimer oder El Lissitzky, die Paris, Berlin bzw. Moskau als Schauplätze ihrer Visionen gewählt hatten. Während nämlich die meisten Architekten der Avantgarde neben ihren Idealstadtvisionen auch die alten Städte ›sanieren‹ wollten, wenn auch mit drastischen Methoden, um sie damit, wie sie oft betonten, zu retten, – ein Umgestaltungs-Programm, das 1933 in die ›Charta von Athen‹ einging²⁴ – war die Gartenstadtidee kein Vorschlag zur Rettung der Städte. Howard wendet sich ab von der „Ungeheuerlichkeit Londons“,²⁵ das ihm nur noch als lebensunfähiger Körper zu existieren scheint. Seine Alternative ist ein umfassendes, auch sozialökonomisch gedachtes Gegenmodell. Er will die überfüllten und wuchernden Großstädte in eine hierarchisch gestufte Serie vernetzter, in Agrar- und Gartenland eingebetteter Kleinstädte überführen. Die Aufhebung des Gegensatzes von Stadt und Land in einer Synthese sollte, wie im Kommunistischen Manifest gefordert, die sozialen Probleme aus der Welt schaffen.²⁶ Doch sollte sie vollkommen freiwillig erfolgen, ohne den kollektiven Zwang der sozialistischen oder kommunistischen Programme, befördert allein durch die magnetische Anziehungskraft der Gartenstadt, die den „friedlichen Weg zu wirklicher Reform“ weisen sollte.²⁷

In England, wo der Verstädterungsgrad am weitesten fortgeschritten war, hatte der feudale Großgrundbesitz in Verbindung mit dem Prinzip der Erbpacht zu besonders empörenden Missständen geführt. Zugleich stellte er ein kaum zu überwindendes Hindernis für städtebauliche Reformen dar. Mit baulichen Nachbesserungen schien es Howard deshalb nicht getan. Nicht Reform der Stadt, sondern der gesamten Siedlungsweise auf einer neuen Bodenordnung war sein Ziel. Das bedeutete nichts weniger als die Eva-

24 Die Originalfassung von 1933, der Analysen aus 33 Städten zugrunde lagen, in: *M. Steinmann*, Internationale Kongresse für Neues Bauen. Dokumente 1928-1939, Basel 1979.

25 *E. Howard* (s. A 1), S. 52; Zitat aus einer Rede von Lord Rosebery.

26 *Ebda.*, S. 69.

27 *Ebda.*, S. 117, vgl. auch *F. J. Osborn* (s. A 4), S. 167.

kuation der bestehenden Städte, der „Geschwüre, die das Antlitz unserer schönen Insel verunstalten.“²⁸

3.1. Evakuierung und Neubeginn

Das weitere Schicksal dieser Städte erwähnte Howard nur insofern, als er in der vorgeschlagenen Abwanderung in Gartenstädte die Chance zum Abbruch von Elendsquartieren und zum Eindringen des Landes in die Stadt sah.²⁹ Er verweist auf die radikale Umgestaltung anderer europäischer Großstädte, hält aber „die Zeit für einen vollständigen Neuaufbau Londons [...] noch nicht für gekommen.“ Die verbrauchte Stadt soll tendenziell aus der Geschichte getilgt und der Natur zurückerstattet werden. Wenn aber „die unermesslichen Schätze unseres Landes durch eine Gartenstadtbewegung aufgeschlossen werden,“ dann wird, so hofft er, London nicht vom „Schmutznest“ zu einem „verödeten Dorf“ werden, sondern als „eine neue Stadt aus der Asche der alten erstehen.“

Howards Vision erinnert an die polemische Utopie, die kurz zuvor William Morris in seinem Roman »News from Nowhere« der für das Elend der Slums verantwortlich gemachten britischen Metropole gewidmet hat.³⁰ Auch Howard hatte Gründe, London als Zielscheibe seiner Fundamentalkritik zu wählen. Sein vernichtendes Urteil über die Art, wie die Stadt planlos und als Stückwerk gewachsen sei,³¹ bleibt aber einseitig. Es lässt im Gegenzug daran denken, dass gerade London wiederholt als die Stadt beschrieben wurde, die sich unter den großen Metropolen durch ihre hohe Wohn- und Lebensqualität, durch die Brauchbarkeit ihrer polyzentrischen Stadtstruktur und durch das menschliche Maß ihrer Haustypologien bewährt habe.³²

Den städtischen Besitz- und Infrastrukturen, die einer Reform im Wege stehen, stellt Howard die Planungsfreiheit auf der grünen Wiese gegenüber, wo der Ingenieur „sozusagen ein unbeschriebenes Blatt für seine Pläne“³³ vorfinde. Und er fragt: „Was verspricht bessere Resultate? Eine nach einem weitsichtigen Plan ausgeführte Neuanlage auf verhältnismäßig jungfräulichem Grund und Boden oder der Versuch, unsere alten Städte unseren neueren und höheren Bedürfnissen entsprechend umzugestalten? Wenn man sich die Frage so stellt, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein, und die auf diese Weise gewonnene Erkenntnis bedeutet den schleunigen Anfang der sozialen Revolution.“³⁴

28 Ebd., S. 144.

29 Ebd., S. 151-157, folgende Zitate S. 156-57.

30 W. Morris, *News from Nowhere*, London 1891; deutsch: »Kunde von Nirgendwo«, Reutlingen 1980.

31 E. Howard (s. A 1), S. 82 f.

32 Siehe z.B. den Klassiker: St. E. Rasmussen, *London. The Unique City*, London 1937.

33 E. Howard (s. A 1), S. 70, vgl. auch S. 85.

34 Ebd., S. 146. – Ähnlich hatte schon Descartes (1637) für den Neubeginn auf einer »tabula rasa« argumentiert: „Ebenso sind jene alten Städte, die [...] erst im Laufe der Zeit zu Großstädten geworden sind, verglichen mit jenen regelmäßigen Plätzen, die ein Ingenieur nach freiem Entwurf auf einer Ebene absteckt, für gewöhnlich ganz unproportioniert. [...] Man [wird] wohl einsehen, dass es schwierig ist, etwas höchst Vollkommenes zu schaffen, wenn man nur an fremden Werken herumarbeitet.“ R. Descartes, *Von der*

Howards Fortschrittsoptimismus kennt keine Klassenressentiments und auch keine Rousseausche Stadtfeindschaft. Während er aber die Natur als komplementären Bestandteil einer guten Stadt – und den Garten als ein Element des Urbanen – erkannt hat, zeigt er keinerlei Bewusstsein für die geschichtliche Dimension der Stadt als einer dauerhaften, kollektiven Formation, die mehr ist als eine Ansammlung mehr oder weniger gut gelöster technischer und sozialer Funktionen. Die Vorstellung ist ihm fremd, man könnte diese Städte, weil sie trotz aller Mängel kulturelle Werte darstellen, sanieren oder reparieren. Er vergleicht sie mit Einrichtungen des Wirtschaftslebens, z. B. dem Postkutschensystem, das sich überlebt habe, und meint deshalb: „Diese überfüllten Städte haben ihren Zweck erfüllt.“³⁵ Er fand damit begeistertes Gehör, die Einseitigkeit seines Vorschlags fiel aber auch den Zeitgenossen auf: „Seine Pläne hätte er den Römern unterbreiten sollen, als sie Britannien eroberten. Sie haben ja Städte gegründet, und unsere Vorfahren haben in ihnen gelebt bis zum heutigen Tage. Nun will Mr. Howard sie alle niederreißen und durch Gartenstädte ersetzen [...]. Wir müssen das Beste aus unseren Städten machen, die wir haben.“³⁶

Auch unter Howards Anhängern glaubten die realistisch Gesonnenen nicht an die Möglichkeit einer Auflösung der Großstädte und reduzierten seine Vorschläge auf eine Gliederung der Stadt in überschaubare Einheiten. So bekannte selbst Howards wichtigster Wegbegleiter Osborn, dass er schon immer Zweifel gehabt habe, „ob Howards großangelegter Flankenangriff auf die Überfüllung der großen Städte Erfolg haben könnte“ und plädierte dafür, „die Stadt allmählich luftiger [zu] machen,“ denn diese Art vorzuziehen erscheine ihm „weniger abrupt und menschlicher.“³⁷

3.2. Stadtutopien

Mit dem Gedanken, die alten Städte nicht zu reformieren, sondern zu ersetzen, steht Howards Vision in der Tradition der Sozialutopien des frühen 19. Jahrhunderts, aber sie weist auch voraus auf die aggressiver formulierte Stadtkritik der Avantgarden des 20. Jahrhunderts. Den radikal progressiven Impuls verbindet die Gartenstadtbewegung jedoch von Anfang an mit wertkonservativen kulturellen Anliegen. Bei der praktischen Umsetzung erhalten diese dann zunehmend Gewicht, während die radikalen Kerngedanken zurücktreten oder scheitern. Im Rückblick erscheint dies zum Vorteil der historischen Stadtkulturen gewesen zu sein, wie ein Blick dorthin zeigt, wo die Abkehr von der alten Stadt kompromissloser forciert wurde.

Hatte der Futurismus noch keine anwendbaren Modelle für seine technisierten Stadtvisionen entwickelt, so lieferte die nächste Generation unter dem Eindruck des Ersten

Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung, Hamburg 1960, S. 9 f.

35 E. Howard (s. A 1), S. 146.

36 Fabian News, Dezember 1898, zit. n. F.J. Osborn (s. A 4), S. 165.

37 Ebda., S. 177.

Weltkriegs das architektonische und städtebauliche Grundmaterial, mit dem das 20. Jahrhundert den Abschied von den alten Städten bewerkstelligen sollte. Bruno Taut lenkte in visionären Zeichnungen den Blick auf neue, ganz vom historischen Ballast bereinigte Stadtlandschaften. Ihre folgenreichste Entwicklung nahmen die polemischen Entstädterungsvisionen dann in der Sowjetunion – unter Einsatz gänzlich anderer Methoden als der von Howard gedachten angebotsorientierten Volksbewegung, die auf das Streben der Individuen ausgerichtet sein sollte.³⁸ Von den kosmischen Sehnsüchten des Suprematismus, alle Verbindungen mit der existierenden Welt und ihrer Geschichte abzubrechen, wie Kasimir Malewitsch forderte, „damit die neu entfesselte Gestalt unserer Zeit rein sei“,³⁹ waren es nur wenige Jahre bis zu den Konzeptionen der Desurbanisten, die die Vernichtung der Stadt wirtschaftstheoretisch begründeten: „Die Stadt muss in den Trümmern der kapitalistischen Produktionsweise zugrunde gehen, denn sie folgte einem Bedürfnis der Warenproduktion in der kapitalistischen Gesellschaft.“⁴⁰

Howard dachte anders. Sein Konzept ist von positiven Reformgedanken geleitet und ungleich besonnener formuliert, frei von der makabren Genugtuung über den Untergang der alten Stadt, wie sie bei den sowjetischen Architekten anklingt. Dennoch muss die Verwandtschaft der vorgeschlagenen und prophezeiten Entwicklungen im Rückblick zu denken geben.

3.3. *Stadt und Land, Alt und Neu*

Die strenge physische und rechtliche Trennung von Stadt und Land war bereits mit den staatsrechtlichen Reformen, den Entfestigungen und Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts überwunden worden. Zugleich hatte sich jedoch in den Städten der einst üppig vorhandene, als Garten eingehegte Teil der Landschaft immer mehr verringert. In der zunehmend versteinerten Stadt verschärfte sich so der gefühlte Gegensatz zwischen Stadt und Land, auch wenn die äußeren Grenzen sich auflösten. Schon 1859 hatte deshalb Ildefonso Cerdá die Losung ausgegeben: „rurizad lo urbano, urbanizad lo rural“ („Verländlicht die Stadt, verstädtert das Land“).⁴¹ Die Überwindung des Gegensatzes von Stadt und Land durchzieht seither als Thema die Stadtentwürfe der Moderne, allerdings mit gegensätzlichen Folgerungen: einerseits – wie bei Howard – eine bessere Verbindung von Stadt und Land durch räumliche Nähe anzustreben, ohne dass die unterschiedlichen Charaktere dabei aufgegeben würden; andererseits die Angleichung städtischer und ländlicher Räume in einer neuartigen Synthese zu suchen.

38 E. Howard (s. A 1), S. 64. – Zu Howards politisch liberalen Vorstellungen vgl. auch S. 116, 119, 125, 128, 132.

39 K. Malewitsch, Architektur als Schlag ins Gesicht des Eisenbetons, in: *Iskusstwo kommuny*, Petrograd, 1918, Nr. 1, zit. n. *Arhitektura i stroitelstwo Moskwy*, Nr. 12, 1988, S. 17. – vgl. N. Dushkina, Gedanken über das historische Schicksal Moskaus im 20. Jahrhundert, in: *Die alte Stadt* 19 (3/1992), S. 195-209.

40 M. Ochitowitsch, Zum Problem der Stadt, in: *Sowremennaja arhitektura*, 1930, Nr. 1-2, S. 17-37, zit. n. N. Dushkina (s. A 39), S. 205.

41 I. Cerdá, «Plano de reforma y ensanche» für Barcelona, zit. n. G. Albers (s. A 12), S. 104.

Oft wird dabei die geschichtliche Dimension der Stadt ausgeblendet oder als überwunden betrachtet. Die Beziehungen der revolutionär neuen Siedlungs- und Sozialordnungen zur alten Stadt bleiben additiv und werden auf technische, verkehrliche und hygienische Probleme beschränkt. Neben dem städtebaulich eher abstrakten Konzept Howards darf man, wenn man die seither erfolgten Realisierungsversuche betrachtet, einige Modelle nicht außer Acht lassen, die gleichbedeutend daneben stehen, was ihre Wirkung auf die Siedlungsentwürfe im 20. Jahrhundert angeht.

In der kulturkritischen Sicht auf die Stadt hatten sich Anfang des Jahrhunderts zwei komplementäre Konzepte herausgebildet: die Überwindung der Wachstumsprobleme durch Neugründungen, wie Howard sie propagiert, und die harmonisierende Anpassung der alten Stadtkerne an die modernen Erfordernisse. Männer wie Camillo Sitte, Gustavo Giovannoni, Charles Buls und Joseph Stübben kritisierten die radikalen Veränderungen, die zu Lasten der historischen Stadtqualitäten gingen. Cornelius Gurlitt wies als einer der ersten darauf hin, dass mit der Abräumung des städtischen Baubestandes auch zahlreiche denkmalwerte Gebäude und wichtige Elemente des Stadtgrundrisses verloren gingen und fragte, „ob es nicht besser [sei], die alten Stadtteile stehen zu lassen und sie von innen heraus zu gesunden, statt sie zu zerstören.“⁴² Immerhin machte der Internationale Verband für Wohnungswesen und Städtebau (Nachfolger der International Garden Cities and Town Planning Association) bei seinem 12. Kongress 1929 in Rom erstmalig den Umgang mit historischen Altstädten zum Thema.⁴³

Die Verfechter beider Modelle, der Gartenstadt und der behutsamen Anpassung der Altstädte, standen der explodierenden Großstadt skeptisch oder feindselig gegenüber. Andere dagegen bejahten die Entwicklung der modernen Metropolen und suchten nach leistungsfähigeren Strukturen, um die Forderungen des Industriekapitalismus mit sozialen Erfordernissen in Einklang zu bringen. Die bedeutendsten frühen Vertreter, Arturo Soria y Mata und Tony Garnier, entwarfen neue städtische Ordnungen, die unabhängig von der Fortdauer der existierenden Städte funktionieren sollten, ohne diese aber dem Verschwinden preiszugeben. So schlägt Soria y Mata mit seiner ›Ciudad Lineal‹ (ab 1882) zur Verbesserung der Wohnverhältnisse ein Siedlungsband vor, das alte Städte wie die Pole eines Kraftfeldes verbindet oder sich als Ring um eine existierende Stadt legen kann. Er übernimmt dafür fast wörtlich Cerdás oben zitierte Parole und schlägt bereits das Prinzip des Grüngürtels vor, um für alle Bewohner die freie Landschaft gut erreichbar zu machen. Auch in Garniers ›Cité Industrielle‹ (1899-1904, publiziert 1917) existiert die dichte alte Stadt als ein neutral behandeltes Relikt weiter, ein kleiner Ursprungskern am Rande der neuen, nach Funktionen getrennten Industriestadt mit ihren durchgrün-

42 C. Gurlitt, Der deutsche Städtebau, in: R. Wuttke (Hrsg.), Die deutschen Städte, Leipzig 1904, S. 28, und ders., Besserung der Wohnungsverhältnisse in den alten Städten, in: Stadtverwaltung Düsseldorf (Hrsg.), Verhandlungen des Ersten Kongresses für Städtewesen Düsseldorf 1912, Düsseldorf 1913, S. 9-13; hier zit. n. G. Albers (s. A 12), S. 319.

43 G. Albers (s. A 12), S. 192.

ten Wohnquartieren. Ein städtebauliches Modell allerdings, das die in der modernen Metropole auftretenden Gegensätze zwischen alt und neu – und damit die Pluralisierung der Lebensverhältnisse – zu einer »Harmonielehre der Dissonanzen« verarbeitet, entstand noch nicht. Pluralität als Strukturcharakteristikum der Moderne, wie wir es in der Großstadt-Soziologie Georg Simmels oder in der Großstadt-Ästhetik August Endells finden, ist in den damaligen Großstadtplanungen ebenso wenig verarbeitet wie in den Ideen der Gartenstadt.⁴⁴

3.4. *Le Corbusier: Die Stadt als Garten*

In der Nachfolge dieser frühen, häufig unterschätzten Projekte sind für unser Thema die städtebaulichen Konzepte Le Corbusiers von Bedeutung. Der Architekt wurde nach dem Ersten Weltkrieg mit seinen Großstadt-Entwürfen zum einflussreichsten Gegenspieler der Gartenstadtbewegung, und doch greift er (wie seine bald weltweite Gefolgschaft) ihre Gedanken mehrfach auf und transformiert sie in seinem Sinne. Vehement lehnt er die Kleinstadtromantik und ihr Ausweichen vor den Problemen der Großstadt ab – nicht aber die durchgrünte Stadt. Im Gegenteil fordert er, Grün in das Stadtbild zu tragen, ja die ganze Stadt in einen Garten zu verwandeln.⁴⁵ Explizit verurteilt er Howards Programm der autonomen Neugründungen. Dabei kehre man „nach dem Gesetz der möglichst geringen Kraftanstrengung und weil die einzigen Heilmittel, die zum Ziele führen, so grausam sind, dem erschreckenden Bilde der Großstadtzentren [...] den Rücken, und die starken Männer verkünden: »Das Zentrum ist anderswohin zu verlegen, man muss eine neue Stadt, ein neues Zentrum fernab, jenseits der Vorstädte erbauen; dort, wo nichts vorher existierte, wird man sich wohl fühlen, ohne jeden Zwang.« Ein Fehlschluss! Ein Zentrum ist bedingt, existiert nur durch seine Umgebung; es ist von weither festgelegt und durch zahllose zusammenlaufende Linien jeder Art ohne die Möglichkeit einer Änderung.“⁴⁶

Anstatt die „schwer erkrankten“ Großstädte in der Krise zurückzulassen, fordert er – unter Verweis auf das seit tausend Jahren existierende Zentrum von Paris –, die Stadtzentren, die ein unermessliches öffentliches Vermögen darstellten, an Ort und Stelle zu belassen und den Bedingungen des modernen Lebens anzupassen.⁴⁷ Dafür sei es nötig, die Stadtzentren zu entlasten, die Bevölkerungsdichte zu steigern und zugleich die Grünflächen zu vergrößern, die Entfernungen aber zu verkleinern. Der moderne Städtebau liefere die Mittel, diese widersprüchlich scheinenden Punkte zu vereinen: die City muss in die Höhe gebaut werden!⁴⁸

44 Vgl. *Th. Will* (s. A 22).

45 *Le Corbusier*, Städtebau (Urbanisme, Paris 1925), übersetzt und herausgegeben durch *H. Hildebrandt*, Berlin/Leipzig 1929, S. 69, 89.

46 Ebd., S. 86.

47 Ebd., S. 73, 86.

48 Ebd., S. 87, 136, 139.

In seinem ersten Idealstadtprojekt, der ›Ville Contemporaine‹ für drei Millionen Einwohner (1922), präsentiert Le Corbusier seine eigene Version von Gartenstädten: Sie stellen nicht Alternativen zur Großstadt dar, sondern strukturelle Teile davon.⁴⁹ Er gliedert diese „zeitgenössische“ Metropole in drei Funktionsbereiche: die City – das Geschäfts- und Verwaltungsviertel, in dem sich die industrielle, wissenschaftliche und künstlerische Elite aufhält („Städter“); außerhalb davon die Industriestadt und, verteilt angeordnet, die „Gartenstädte“, die er als reine Wohnsiedlungen für die „Volksmassen“ und die Familien anlegt, für Pendler („Halbstädter“) und Industriearbeiter („Vorstädter“).⁵⁰ Anstelle der wuchernden Vorstädte soll eine Schutzzone mit Bauverbot entstehen, die Wälder und Wiesen, Sportplätze und den Flughafen aufnimmt. Die Gartenstädte liegen außerhalb dieses Grüngürtels. Ihre streng gruppierten Blöcke aus in die Höhe gestapelten Einfamilienhäusern sollen, im Kontrast zur malerisch-kleinteiligen Anlage englischer und deutscher Beispiele, großzügigen Raum für gemeinsame Sport- und Spielflächen und für die landwirtschaftliche Selbstversorgung bieten.⁵¹

Im späteren Konzept der ›Ville Radieuse‹ (1932 ff.) modifiziert Le Corbusier diese Vorschläge in einem funktionalistischen, ja fordistischen Sinne.⁵² Die strikte Zentralisierung ist durch das flexiblere Prinzip der Bandstadt ersetzt. Die Wohnquartiere sind an die Stelle der Geschäftshäuser ins Zentrum gerückt; zwischen den mäandrierenden Hochhauszeilen bilden weitläufige Raumfolgen eine Gartenlandschaft; sie nimmt Freizeit-, Sport- und Kindereinrichtungen auf, auch reichlich Parkplätze. Öffentliche Gebäude allerdings fehlen. Mit diesem Konzept trennt Le Corbusier sich endgültig von den inzwischen verbreiteten Gartenvorstädten. Die Prinzipien der Gartenstadt aber will er – nach seiner Lesart – ins Zentrum der Stadt zurückholen, die so zur „künstlichen Garten-Stadt“⁵³ wird:

„Die Verwaltung will uns zwingen, in Garten-Vorstädten zu leben (24-48 EW/ha). [...] Ich schlage vor, die Stadt wieder auf sich selbst zu beziehen, sie in ihre eigenen Grenzen einzufassen und die Dichte auf 160 EW/ha zu erhöhen. Wir müssen die Garten-Städte mit ihrer pseudo-natürlichen Umgebung abschaffen. [...] Und wir müssen das stumpfsinnige, rückwärtsgewandte und erstickende Zentrum von Paris in eine grüne Stadt verwandeln [...]. Wir müssen die Natur in die Mauern von Paris hereinbringen; sie wird dort nicht mehr, aber auch nicht weniger künstlich sein als in den Garten-Städten, jedoch bedeutend nützlicher.“⁵⁴

49 Ebda., Abschnitt „Gartenstädte“, S. 142 und „Die Gartenstadt“, S. 165-171.

50 Ebda., S. 83, 88, 135, 165, 169.

51 Angesichts seines Entwurfs stellt er „beglückt fest, dass die Kakophonie der berüchtigten ›Siedelungen‹ durch weithin gestreckte Ordnungen von großzügigem Wurf ersetzt ist. Eine gesunde Lebensfähigkeit bei einem Mindestmaß an Aufwand belebt diese logischen Städte. (Logische! Ach, das ist ihr Verbrechen! Wer eine Gartenstadt baut, will eine Schäferidylle schaffen: Balkönchen, Gewölbchen, das große Dach, ‚mein Dach, Störche auf dem Schornstein‘); *Le Corbusier* (s. A 48), S. 169.

52 *Le Corbusier* (s. A 2).

53 Ebda., S. 57, zit. n. J. Guiton, *The Ideas of Le Corbusier on Architecture and Urban Planning*, New York 1981, S. 106 (Übers. Th. W).

54 Ebda., S. 107, zit. n. J. Guiton (s. A 53), S. 105 (Übers. Th. W.; Hervorhebungen i. O.)



Abb. 4: *Le Corbusier*,
Die Großstadt als Garten
(La Ville Radieuse, Paris 1932 ff.);
Archiv Th. Will.

Die »vertikale Gartenstadt« der Ville Radieuse ist der unbegrenzt erweiterbare Gegenentwurf zum kleinstädtisch-statischen Modell Howards (vgl. Abb. 4). Um den Menschen ein Domizil in natürlicher Umgebung zu geben, verzichtet sie nicht auf die Vorzüge großer Ballungszentren, sondern – ganz im Gegenteil – sie verleibt sich die Natur selbst ein.⁵⁵ Den vergleichsweise pragmatischen Ansatz Howards zur Verbindung der Vorzüge von Stadt und Land steigert Le Corbusier zum Anspruch einer umfassenden Synthese von Baukunst und Natur. Wie spätere Realisierungsversuche zeigen, werden in solchen großspurigen Anlagen aber schon wegen der dominierenden Autostraßen weder »Stadt« noch »Natur« wirklich erfahrbar.⁵⁶

Die überschwänglich gefeierte Natur ist für Le Corbusier Indikator für die Rückkehr des Menschen zu seinem Ursprung: Nach langen Verirrungen in chaotischen, dunklen und schmutzigen Städten halten Sonne, Luft und unbebauter Boden wieder Einzug in den Stadtraum. Mit seiner übersteigerten Metaphorik von Luft und Sonne trifft sich der Großstadt-Propagandist in den Vorschlägen zur Ville Radieuse letztlich mit ähnlichen Tendenzen der Gartenstadtbewegung, mit der dazugehörigen Freikörperkultur und ihrer problematischen Nähe zu einer elitären Sozialhygiene.⁵⁷

Die Idealstadtprojekte von Garnier und Le Corbusier zeigen im Sinne des oben skizzierten Begriffsfeldes Garten-Städte, aber sie setzen ganz andere Schwerpunkte. Als Architektenentwürfe sind sie anschaulicher ausgearbeitet als Howards diagrammatische Konzeption. Damit sind sie leichter angreifbar, dennoch übten sie aufgrund ihrer Kon-

55 Vgl. *Nadine*, Strahlende Stadt – gebändigte Körper. Ein Rückblick auf den Prototyp jeder Plattenbausiedlung, in: *agent provocateur* Nr. 6, Januar 1999.

56 Vgl. *N. Huse*, *Le Corbusier*, Reinbek bei Hamburg 1976, S. 72.

57 Vgl. *E. Britsch*, Paradies ohne Himmel, in: *Städte Bauen*, Kursbuch 112 (1993), S. 143-152, hier S. 150, und *Nadine* (s. A 55).

kretheit und Bildmächtigkeit einen enormen Einfluss aus. Das gilt mit Einschränkungen auch für das vierte Modell, das mit den großen Stadtvisionen des 20. Jahrhunderts zu nennen wäre, wenn wir Europa verlassen: Frank Lloyd Wrights utopisch-udsonische Broadacre City (1945) ist eine Garten-Stadt der anderen Art, übertragen auf den weiten Maßstab der Prärie und die individualistische Lebensweise in den Vereinigten Staaten.

4. EIN (ALLZU) ERFOLGREICHES KONZEPT?

Was ist nun aus dem Gartenstadt-Gedanken geworden, der sich in einem großen Entwurf und vielen Nebenlinien in so unterschiedlicher Weise geäußert hat? Ist die Anomalie der Industriemetropole des 19. Jahrhunderts nicht längst überwunden? Ein paar Stichworte mögen zur Überprüfung dienen:

▷ *Dichte*: Die durchgrünte Alternative zur steinernen Stadt von damals ist zur Norm geworden. Eines der Hauptziele Howards und seiner Zeitgenossen ist, jedenfalls für Europa, erreicht: die Herabsetzung der Wohndichte in den überbevölkerten Zentren, ja mehr noch: die Lösung der Wohnungsfrage. Mancherorts hat sich die Situation ins Gegenteil verkehrt: Städtische Räume entleeren sich, Infrastrukturen können kaum noch aufrechterhalten werden, Abrisswellen erfassen auch durchgrünte Großsiedlungen. In einer zunehmend ortsungebundenen Wirtschaft und, ihr folgend, einer mobilisierten Gesellschaft ist Dichte selbst ein relativer Begriff geworden, der heute weniger Angst weckt als Sehnsucht nach kompakter Urbanität ausdrückt.⁵⁸

▷ *Komplexität: viel Garten, wenig Stadt*: Die von den Reformern erfolgreich propagierte Idee der durchgrünten Stadt ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur individualistischen Schwundstufe verkümmert, zum „Häuschen im Grünen samt Rama-Werbefamilie und Pendlerpauschal-Problem“, wie es in einem Feuilleton karikierend hieß.⁵⁹ Eine fundamentalere Kritik hatte Lewis Mumford schon 1946 gegen die Schlafstädte gerichtet, die sich rasant um die (amerikanischen) Großstädte bildeten: „Hier schafft der Mittelstand für sich eine lebensferne Spielwelt etwa so, wie die unumschränkten Herrscher ihre Versailles oder Nymphenburg geschaffen haben.“⁶⁰ In dieser Hinsicht mögen die gebauten Beispiele ein Beleg des Scheiterns sein, zumindest der Begrenztheit planerischer Möglichkeiten bei der Schaffung urbaner Vielfalt und ihrer Absicherung gegenüber privaten Interessen. Im Rückblick kann man diese Entwicklung aber als logische Konsequenz daraus sehen, dass auch das Howardsche Modell von Fehleinschätzungen ausging und ausgehen musste – wie alle Idealstadtmodelle. Auch Architekten und Planer wie Un-

58 Vgl. das IBA-Thema ›Stadtinseln – urbane Kerne und landschaftliche Zonen‹ der Stadt Dessau-Roßlau, ein radikales Umbaukonzept mit dem Ziel, die Natur zurück in die Stadt zu holen, verbleibende urbane Kerne zu verdichten und das soziale Miteinander zu stärken.

59 G. Matzig, Die Stadt ist alles, was der Fall ist. Über die Ausstellung Multiple City – Stadtkonzepte 1908-2008, Süddeutsche Zeitung 06./07.12. 2008.

60 L. Mumford (s. A 20), S. 189.

win haben mit ihren erfolgreichen Entwürfen für kleinteilige Hausgruppen dazu beigetragen, die komplexeren Ideen Howards auf ein überschaubares und praktikables Repertoire zu reduzieren. So stehen in den Garten(vor)städten dem Mangel an urbaner Vielfalt häufig hervorragende städtebauliche und architektonische Teillösungen gegenüber.

▷ *Stadt und Land*: Howard wollte die Stadt als soziale Idee retten und sie mit dem Land durch eine eindeutige Beziehung versöhnen. Die enge Nachbarschaft von Stadt und Land sollte allen Bewohnern die Vorzüge beider wesensunterschiedlicher Daseinsbereiche sichern. Es kam anders. Stadt und Land, als Gegensatzpaar im tradierten Sinne, sind zu Ausnahmeerscheinungen geworden. Die Regel ist zunehmend die »Stadtlandschaft«, in der die Gegensätze verschwinden und am Ende weder Stadt noch Landschaft bleiben. Ob es sich dabei um einen Fall räumlicher Entropie handelt – die Nivellierung struktureller Unterschiede – oder um eine qualitativ neue Synthese, darüber darf man weiterhin mutmaßen.⁶¹ Nicht zu übersehen ist jedoch, dass die Auflösung der Gartenstadt hin zur unbegrenzten Stadtlandschaft den Raubbau an jener Landschaft beförderte, mit der die Gartenstadt-Idee das städtische Leben eigentlich vereinen und bereichern wollte. Das Programm der »Vermählung mit der Landschaft« ist nicht mehr so harmlos wie das Glück, das es einst versprach.

▷ *Grenzen des Wachstums*: Howards planerisches Denken bewegte sich noch in einer vermeintlich unbegrenzten Welt, vielleicht beeinflusst durch seine Erfahrungen in den USA. Die Kolonisation von Neuland lag ihm näher als der Gedanke an eine Behebung der städtebaulichen Mängel. Genügend freies Land schien selbst auf der britischen Insel vorhanden und die Idee, dass den Menschen eines Tages nichts anderes übrig bleiben könnte, als ihre Städte zu sanieren anstatt sie zurückzulassen, war ihm fremd. Seither sind nicht nur die natürlichen Ressourcen und Kreisläufe, sondern auch die historischen Städte in Gefahr geraten, durch eine unkontrollierte zivilisatorische Expansion zerstört zu werden. Howards Erfahrung der Grenzen des urbanen Wachstums wurde abgelöst von der Erkenntnis jener Grenzen, an die eine globalisierte Zivilisation als Ganzes stößt. Hatte das 19. Jahrhundert die traditionelle Ordnung der Städte aufgehoben und die Großstädte damit in die Krise geführt, so entgrenzte das 20. Jahrhundert auch die Landschaft und verwandelte sie in einen einzigen großen Garten (und mitunter in eine Müllkippe). Weil man diesen Garten nicht zurücklassen kann, bleibt nur, mit seinen Flächen und Ressourcen haushälterisch und gerecht umzugehen. In dieser posturbanen Landschaft werden qualitative Wachstumsprobleme sichtbar, wie sie Howard bei den Großstädten diagnostiziert hatte. So ist es kein Zufall, dass Gegenentwürfe heute nicht mehr in der übervölkerten, hoch verdichteten Großstadt entstehen, wie einst in London, sondern dort, wo die Stadtlandschaft am weitesten Realität geworden ist, in den Vereinigten Staaten. Hier finden wir die von der Ökologie- und Bürgerbewegung

61 Grundlegend dazu Th. Sieverts, *Zwischenstadt zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*, 3. Aufl. Basel/Boston/Berlin 2001.

entwickelten ›Sustainable Community‹-Konzepte⁶² ebenso wie die traditionalistischen Stadtvisionen des ›New Urbanism‹. Auch wenn letztere sich formal auf vorindustrielle Stadtmodelle und Raumbilder beziehen, greifen sie inhaltlich Ideen der Gartenstadtbewegung auf, etwa das Gebot der räumlichen Begrenzung und der überschaubaren, vom öffentlichen Interesse bestimmten städtischen Ordnung.

▷ *Autonomie von der Großstadt*: Die beabsichtigte Autonomie der Gartenstädte hat sich als viel zu begrenzt erwiesen. Die stattdessen entstandenen semi-autonomen Vorstädte aber haben eher zur Entmischung und Fragmentierung der alten Städte beigetragen als zum Entstehen eigenständiger neuer Kommunen, bei denen die enge funktionale und räumliche Verbindung von Wohnen, Arbeiten und Kultur gelingt. Wo dem Abwanderungsgedanken der Gartenstadtidee gefolgt wurde, ohne dass eine neue städtische Gemeinschaft entstand oder auch nur beabsichtigt war, hat dieser Auszug letztlich zum Verlust genuin städtischer Charakteristika beigetragen, vor allem der Verankerung und Abbildung der gesellschaftlichen Gruppen im konkreten Erbe ihrer gemeinsamen Geschichte. In den Stadtrandsiedlungen blieben städtische Merkmale auf der Strecke, die Howard gerade befördern wollte, nämlich die soziale Integration und die kollektive Teilhabe am öffentlichen Raum. Auch die Vorstellung eines lokalen Arbeitsmarktes, die dem Gartenstadtmodell zugrunde lag, ist in den großen Verdichtungsräumen mit ihrer fortgeschrittenen Arbeitsteiligkeit zunehmend unrealistisch geworden. Howard hatte allerdings in seinem ›Diagram N. 5‹ bereits eine – damals mit der Eisenbahn erschlossene – polyzentrische regionale Vernetzung angedeutet, ein vielfach weiterentwickeltes Konzept der Stadt- und Regionalplanung.

▷ *Autonomie von der Geschichte*: Vor hundert Jahren, als man so schwer am Erbe des 19. Jahrhunderts, vor allem den skandalösen Lebensbedingungen in den Großstädten, trug, hat man in Kreisen der Reformen die Rolle der historischen Städte als Träger der kulturellen Überlieferung unterschätzt. Dass diese überalterten, als irrational und krankhaft empfundenen Relikte zugleich ein symbolisches und ästhetisches Potential in sich trugen, wurde erst sichtbar, als die hygienischen und sozialen Probleme allmählich eingedämmt waren, – ein Vorgang, der an die Entdeckung der ›Natur‹ erinnert: auch sie mutierte erst im Augenblick ihrer weitgehenden oder vermeintlichen Beherrschbarkeit von der unwirtlichen, bedrohlichen Wildnis zu einem Sehnsuchtsort. In dem Maße, wie die Städte über ihre vorindustriellen Kerne hinauswuchsen, erkannte man, auch unterstützt durch die Arbeit von Stadtsoziologen wie Marcel Poète und Maurice Halbwachs, die Bedeutung dieser dahinschwindenden historischen Reste. Als konkrete und symbolische Elemente, die sich den neuen und klaren, doch auf beklemmende Weise umfassenden Ordnungen der industriekapitalistischen, der sozialstaatlichen oder der autogerechten Stadt widersetzen, wurden sie zu Orten einer erlebten kollektiven Identität. Julius Posener, der als aufrich-

62 Aus der Vielzahl von Veröffentlichungen: R. Register, *Ecocities. Building Cities in Balance with Nature*, Berkeley 2002.

tiger Anhänger der Gartenstadtidee die Neuausgabe von Howards Buch besorgt hatte, schrieb 1984 zur Kritik an den Kahlschlagsanierungen in Berlin, hierbei handle es sich „um eine Aufwertung von einer Art des Wohnungsbaues, die wir gelernt hatten zu verachten. [...] Die Stadtreparatur lässt die Menschen dort, wo sie sind. Sie gibt ihnen keine nagelneuen Kachelbäder und keine große Aussicht, sie [...] lässt den Mietern den Blick aus dem Fenster, den sie kennen. Das ist ihr Prinzip: so wenig wie möglich ändern. Die alten Straßen dürfen bleiben wie sie sind. [...] Wer die Stadt reparieren will, [...] hat Respekt für das, was da ist.“⁶³ Ein dreiviertel Jahrhundert radikale Stadterneuerung und der Zweite Weltkrieg haben dazu geführt, dass Flächenabriss in den alten Städten Europas heute kein Thema mehr ist – solange nicht Leerstände in schrumpfenden Städten das verursachen, was Howard für die überfüllten Metropolen empfohlen hatte. Mancherorts will man die alten Städte sogar wieder aufbauen, freilich nur ihre anheimelnden Fassaden, die inzwischen als emotionales Identifikationskapital im Wettbewerb der Städte gelten.

▷ *Bodengerechtigkeit*: Wenig vorangekommen und teils gescheitert sind die Bestrebungen zur Verhinderung der Bodenspekulation, auch die wiederholten Versuche, planungsbedingte Bodenwertsteigerungen abzuschöpfen.⁶⁴ Fortschritte in dieser Richtung wurden in den Privatisierungswellen der letzten Dekaden sogar wieder in Frage gestellt. Andererseits haben die sozialistischen Experimente gezeigt, dass eine Planungspraxis, die private Initiativen und Besitzinteressen ausschließt, anfälliger für Fehlentwicklungen ist.

Als vor hundert Jahren die ersten Gartenstädte entstanden, herrschte in den Großstädten das oft beschriebene Elend, an das man sich heute wenig erinnert, wenn von der „Europäischen Stadt“ die Rede ist. Die erhaltenen Bauten und Stadträume verbergen uns in dieser Hinsicht einiges. Die Themen und Probleme in unseren Städten stellen sich heute jedoch ganz anders, ja vielfach umgekehrt dar: »Stadtwohnen« ist wieder ein erstrebenswertes Modell⁶⁵ und die Städte bieten begierig ihre vom Leerstand betroffenen Areale dafür an. Längst gibt es verschiedene Gruppen, die der »Stadtflucht« hinaus in die Gartenvorstädte die dichteren urbanen Alternativen vorziehen. Townhouses, Hochhausappartements und andere städtische Wohnformen der Moderne sind im Gespräch und werden mit den wieder entdeckten Raum- und Wohntypen der vormodernen Stadt neu kombiniert. Etwas verzerrt wird die Stadt des 19. Jahrhunderts inzwischen als letztgültige Entwicklungsstufe und Inkarnation des europäischen Urbanismus dargestellt; dabei wurde sie doch seinerzeit als das verkommene Gegenteil von Stadtkultur empfunden. Hier war, mehr noch als in den vorindustriellen Altquartieren, der Unort, der »Brutsumpf allen Übels«, gegen den die Gartenstadt-Bewegung sich wandte, und dies nicht zuletzt deshalb, weil diese ver-

63 J. Posener, Stadtreparatur – Weltreparatur, in: Idee, Prozess, Ergebnis. Die Reparatur und Rekonstruktion der Stadt. Internationale Bauausstellung Berlin 1987, hrsg. vom *Senator für Bau- und Wohnungswesen*, Berlin 1984, S. 48-51, hier S. 49-50.

64 Vgl. G. Albers (s. A 12), S. 258.

65 Vgl. T. Harlander u.a. (Hrsg.), *Stadtwohnen. Geschichte, Städtebau, Perspektiven*, München 2008.

steinerte Stadt oft keinen nennenswerten Gartenanteil für die breite Bevölkerung aufwies. Inzwischen ist die Stadt des 19. Jahrhunderts – oder der bürgerliche Teil davon, der überdauert hat – durch moderne Infrastrukturen aufgewertet und veredelt, so dass sie in mancher Hinsicht sogar den Idealvorstellungen Howards entspricht. Im öffentlichen Bild erscheint dann nicht mehr sie, sondern die Stadt der Moderne mitsamt ihren Gartenstadtanteilen als das wahre Übel, weil sie es kaum vermocht habe, angenehme Orte urbaner Vielfalt und Geborgenheit im städtischen Raum zu schaffen. Da liegt eine Alternative nahe: die Verbindung der kompakten, architektonisch geformten Stadt⁶⁶ mit den wichtigsten Reformgedanken der Gartenstadt. Einige Projekte der jüngeren Zeit suchen diese Verbindung, man kann sie auch in einem kürzlich lancierten ›Sofortprogramm zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt‹ erkennen.⁶⁷

5. BOTSCHAFTEN AUS HELLERAU – DIE GROSSE ERZÄHLUNG UND DAS KLEINE GLÜCK

Die Gartenstadt ist das erfolgreichste, jedenfalls das folgenreichste Modell der Großstadtkritik der Moderne. Sie ist ein Kind der damaligen Krise der Stadt, so wie auch die ›historische Altstadt‹ eine Schöpfung dieser Zeit ist.⁶⁸ Beide, Gartenstadt und Altstadt, entstanden als sorgfältig gestaltete, sich ergänzende Gegenbilder zu der von Beschleunigung, Verwüstung und Verfremdung geprägten Großstadt. Diese wuchernde Stadt des Industriekapitalismus finden wir in Europa kaum noch und so stellt die Gartenstadt auch keine sich aufdrängende Alternative mehr dar. Was kann die Gartenstadtidee also noch bedeuten und wie sind ihre Folgen zu bewerten?

Wenn man die ›Garten-Städte‹ von gestern mittlerweile unter dem Gesichtspunkt der Denkmalpflege betrachtet, so lautet die erste Frage, worin der Wert dieser Denkmale liege. Sind sie als Zeugen einer anderen Zeit schützenswert, weil sie etwas fremd Gewordenes, auch Überholtes repräsentieren, das wir nicht wiederholen können? In dem Fall sollte man sie, so gut es geht, in ihrem dokumentarischen Zustand bewahren. Oder sind sie uns wertvoll als Fragmente, die eine weiterhin brauchbare Lehre bereithalten? Dann geben sie Anlass für ein Neuanknüpfen an die Ideen, für die sie einmal standen.

Diese Fragen kann man vor jedem Baudenkmal stellen, in Dresden-Hellerau drängen sie sich auf. Die gelungene Wiederbelebung und gegenwärtige Popularität, der ar-

66 Die hier gebräuchlichen Begriffe ›traditionell‹, ›klassisch‹ oder ›europäisch‹ sind nur bedingt brauchbar, da es auch andere europäische, traditionelle und klassische Städte gibt als die hier gemeinten, ursprünglich aus Verteidigungsgründen kompakt gebauten Städte.

67 „Zehn Grundsätze zur Stadtbaukunst heute“, in: *Chr. Mäckler / W. Sonne* (Hrsg.), Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt I, Sulgen/Zürich 2011.

68 Zur ›Konstruktion‹ der Altstadt vgl. die unterschiedlichen Lesarten bei *G. Vincken*, *Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau*, München/Berlin 2010, und *Th. Will*, *Altstadt und neues Bauen – Lehren aus der Geschichte*, in: *H. Hohmann* (Hrsg.), *Architektur im Kontext*, Graz 2007, S. 73-78.



Abb. 5: Weiterbauen an einem unvollendeten Erfolgsmodell; Gartenstadt Hellerau, Am Sonnenhang; Aufnahme 2008, Th. Will.

chitekturhistorische Rang: so wichtig das ist, es besagt noch nicht viel über die heute gern geforderte Zukunftsfähigkeit. Die Bedeutung der Hellerauer Anlage liege, wie es heißt, vor allem in ihrer Ensemblequalität, die durch die Einheit der Wohnsiedlung, des Fabrikbaus und des Festspielhauses entstand.⁶⁹ Dieser ›Dreiklang‹ begründet auch den Denkmalstatus einer Sachgesamtheit, die nicht einfach als Addition bemerkenswerter Wohn- und Zweckbauten, sondern als funktional, sozial und ästhetisch austarierte Gesamtkomposition geschützt ist. Inzwischen setzt man gezielt auf den darin liegenden universellen Wert dieses

Erbes. Derzeit läuft die Bewerbung um Aufnahme auf die deutsche Tentativliste für das Weltkulturerbe der UNESCO.

Besitzt dieses gesetzlich gehütete Erbe aber auch Erfahrungswerte für den Siedlungs- und Städtebau der Gegenwart? Hier wird man differenzieren müssen. Die Abhängigkeit der Siedlung von einer einzelnen Fabrik ist heute nicht mehr gegeben und auch nicht erstrebenswert. Der fest gefügte ›Dreiklang‹ war ja von Anfang an eine recht schlichte Idee, die städtischer Komplexität widersprach. Zu verstehen ist sie nur aus der Sehnsucht, dem Chaos und der Rücksichtslosigkeit der explodierenden Großstadt zu entfliehen in eine genossenschaftliche, geregelte Welt, wo alles seinen Platz haben sollte. Wenn Hellerau heute den Anschein einer weitgehend harmonischen, wenn auch nicht wirklich abgeschlossenen Siedlung erweckt, so bleibt es doch ein Ort der Diskontinuität, der Brüche und abgebrochenen Versuche, in mancher Hinsicht ein Ort des Scheiterns der großen Ideen. Damit steht es nicht allein unter den erwähnten Beispielen. Es wurde auch kritisch gefragt, ob nicht in solcherart Gartenstädten nur eine besonders attraktive, steuerlich geförderte Form der Idylle lauere, Mumfords „lebensferne Spielwelt“⁷⁰ als exklusive Rückzugsmöglichkeit, die ohne Belang für aktuelle städtebauliche Aufgaben ist.

Vielleicht trifft die eindeutige Alternative – Dokument eines utopischen Projekts oder fragmentarisches Modell universeller Prinzipien des Siedlungsbaus – aber nicht den Kern. Dann liegt der Gedanke näher, die gebauten Beispiele der Gartenstadtidee als Teile eines Mosaiks zu betrachten. So, wie man sich in der Denkmalpflege von der Idee eines

69 B. Sikora, Hellerau feiert, in: Deutsches Architektenblatt 3/2009, S. 30 f.

70 Vgl. Anm. 60 und 51.

unverändert zu bewahrenden oder wieder herzustellenden Originals verabschiedet hat und das Wirken der Geschichte an den historischen Beständen nicht nur als ein bedauerliches Altern, sondern als Differenzierung und Anpassung an die Erfordernisse des Lebens begreift, so kann man auch die unterschiedlichen Fragmente der europäischen Stadt als Ausdruck vielfältiger sozialer Milieus und Lebensentwürfe verstehen. Man wird dann gerade diese Vielfalt als Ausgangspunkt zukünftiger Stadtideen lesen müssen.

Wenn wir die bewohnten Ergebnisse der großen Idee von der Gartenstadt nicht romantisieren, sondern in einer umfassenden Bewertung kritisch historisieren, dann können sie etwas Lehrreiches für aktuelle Reformansätze mitteilen. In ihren besten, ja auch in ihren weniger gelungenen Beispielen liefern sie uns einen anschaulichen Begriff davon, wie frühere Generationen die drängenden Probleme der liberalistischen Stadt zu lösen versuchten und dabei durch Eigeninitiative, oft gegen die etablierten Strukturen, Bemerkenswertes erreichten.

Man kann die Howardsche Gartenstadt als räumliches Modell eines utopischen Gesellschaftsentwurfes begreifen. Die gebauten Utopien, die großen urbanistischen oder kollektivistischen Erzählungen des 20. Jahrhunderts, haben nun bekanntlich in ihrer Realisierung – wo sie denn gelang – eher Enttäuschung, ja oftmals Unwirtlichkeit, Banalität und das Gefühl der Bevormundung hinterlassen. Nachdem der Glaube an die Machbarkeit, vor allem aber an die Legitimation dieser Planungsvisionen, zu denen die Gartenstadtidee zählte, verschwunden ist, bleibt die eigentlich modernere Option pluraler Reform- und Reparaturmodelle. Wenn etwa der Architekt Stefan Forster in Leinefelde die Plattenbaustadt in eine ›Gartenstadt‹ verwandelt,⁷¹ wählt er diesen Weg der korrigierenden, kompromissbereiten Reparatur. Auch bei dem neu begründeten ›Netzwerk europäischer Gartenstädte‹ geht es eher um den Austausch und die Fortentwicklung unterschiedlicher Erfahrungen – ggf. auch um deren Überwindung – als um ein Festhalten oder Reaktivieren historischer Konzepte.

Was uns in den bewohnten, überformten und mitunter auch verwelkten Gartenstadt-Versuchen vor allem bleibt, und was wir als Vermächtnis hüten könnten, das ist der von diesen Erfahrungen geprägte geschichtliche Ort. Zu ihm gehört nicht nur das architektonische und freiräumliche Erbe, sondern mehr noch dessen Aneignung, die bescheidene Autonomie des Privaten, das kleine Glück der Selbstverwirklichung im Wohnen. Und der Garten als Ort der gezähmten Natur, an dem die Grenze zwischen Autorität und Freiheit laufend verhandelt wird, ist eine der erfolgreichsten Erscheinungsformen dieser gelebten Utopie. Wenn er als Element des Urbanen auch zukünftigen, wohl wieder kompakteren Stadtmodellen eingeschrieben bleibt, hat sich die Idee der Gartenstadt erfüllt – welche Formen sie im Einzelnen auch annehmen wird.

71 So der Inhalt seines Vortrags auf der Tagung ›Neues Altstadtwohnen‹ der Arbeitsgemeinschaft Die Alte Stadt, St. Pölten, Mai 2009; vgl. hierzu *St. Forster*, Neue Qualitäten des Stadtwohnens durch Transformation, in: *Die alte Stadt* 37 (1/2010), S. 57-62.

GUERNICA/GERNIKA: BILD, ZERSTÖRUNG UND WIEDERAUFBAU

EIN VERGESSENES KAPITEL EUROPÄISCHER STÄDTEBAUGESCHICHTE

*Zur Erinnerung an den 75. Jahrestag
der Zerstörung von Gernika am 26. April 1937*

Mit Gernika¹ verbinden die meisten Menschen heute in Deutschland und im Ausland keinen realen Ort, sondern ein Gemälde: „Guernica“ von Pablo Picasso. Der spanische Künstler erhielt Anfang 1937 von der Regierung der Spanischen Republik den Auftrag, für den spanischen Pavillon auf der Pariser Weltausstellung ein Bild zu malen. Picasso, damals schon weltweit anerkannt, war ein erklärter Freund der Republik. So hatte er im September 1936 den Posten des Direktors des Prado-Museums angenommen.²

Die Pariser Weltausstellung – *Exposition internationale des arts et des techniques dans la vie moderne* – sollte am 24. Mai 1937 eröffnet werden. Sie war wie kein zweites Ereignis im Vorfeld des Zweiten Weltkrieges eine herausragende Schaubühne politischer Repräsentation. Die bekanntesten Beispiele sind die Pavillons der UdSSR, entworfen von Boris Iofan, von Nazi-Deutschland, entworfen von Albert Speer, und des faschistischen Italiens, entworfen von Marcello Piacentini (Mitarbeit: Giuseppe Pagano und Cesare Valle). Weniger bekannt ist der Spanische Pavillon, der von José Lluís Sert und Luis Lacasa geplant wurde. Es handelte sich um ein programmatisch modernes Gebäude, dessen Leichtigkeit einen eloquenten Kontrast zu den Pavillons Deutschlands, Italiens und der Sowjetunion bildete. Der spanische Pavillon wirkte nicht nur von außen als ein Träger politischer Propaganda, auch das Innere stand im Dienste der politischen Kommunikation. Dem Bild „Guernica“ begegneten die Besucher gleich beim Eintritt in den Pavillon.³ Picassos Auftrag enthielt zwei Vorgaben: Er hatte ein Wandbild zu liefern, und dieses musste unmissverständlich ein politisches Werk sein. Die vorbereitenden Studien

1 Im Spanischen heißt es „Guernica“, im Baskischen „Gernika“. Die Schreibweise ist keineswegs zufällig: Unter Franco sollte das baskische Gernika hispanisiert werden – auch im Namen. Im folgenden Text ist die Namensgebung mit Blick auf die jeweiligen Umstände gewählt.

2 W. Spiess, Picasso. Die Zeit nach Guernica 1937-1973, Stuttgart 1993, S. 241.

3 M. Daniel, Spanien: Kultur im Krieg, in: Kunst und Macht im Europa der Diktatoren von 1930 bis 1945. Katalog der XXIII. Kunstausstellung des Europarates, zusammengestellt von D. Ades/T. Benton u.a., London/Barcelona/Berlin 1996, S. 63 ff.



Abb. 1: Pablo Picasso, *Guernica*, 1937; das Bild beherrschte die Eingangshalle des spanischen Pavillons auf der Pariser Weltausstellung 1937; Quelle: *Kunst und Macht im Europa der Diktatoren 1930 bis 1945*, London/Barcelona/Berlin 1996, S. 65.

verwarf Picasso, als er von der Zerstörung Gernikas erfuhr. Erst am 11. Mai 1937 begann er das Bild zu malen.⁴

Das Gemälde wurde sehr unterschiedlich aufgenommen. Der Delegierte der baskischen Regierung für die Weltausstellung, Enric Ucelay, nannte es eines der schlechtesten Kunstwerke, die je geschaffen wurden. „Es sind allein 3 x 7 Meter Pornographie, die auf Gernika, das Baskenland und auf alles scheißen.“⁵ Manche orthodoxe Kommunisten lehnten das Bild ab, weil es nicht zum Kanon des sozialistischen Realismus passte.⁶ Anders die restlichen Vertreter der Republik. Sie erkannten sofort, dass Picasso ein Bild geschaffen hatte, mit dem sich zumindest die kulturelle Schlacht gegen die Truppen Francos und ihre deutschen wie italienischen Unterstützer gewinnen ließ.

Nach der Pariser Weltausstellung sollte das Wandbild weiter für die Sache der Republik werben. Am 1. Mai 1939 wanderte es in die USA. Dort vollzog sich jedoch eine Umdeutung vom politischen Manifest zum Meisterwerk des in den USA bereits bekannten und bewunderten Künstlers. In der Literatur wird dem Direktor des Museum of Modern Art in New York zugeschrieben, diese Umdeutung maßgeblich bewirkt zu haben. Fortan galt Picasso als der wichtigste lebende Künstler und das Gemälde *Guernica* als das bedeutendste Kunstwerk des 20. Jahrhunderts.⁷ Doch hatte Enric Ucelay mit seiner Kritik auch Recht? Der Ort findet auf dem Bild tatsächlich keine Erwähnung. Aber das Ereignis

4 Vgl. R. Robles Tardío, *La recepción de Guernica 1937-1947*. in: R. Robles Tardío (Ed.), *Picasso y sus críticos I. La recepción de Guernica – 1937-1947*, Barcelona 2011, S. 10 f.

5 Ebda., S. 14.

6 Picasso wurde indessen 1944 selbst Mitglied der kommunistischen Partei Frankreichs; W. Spiess (s. A 2), S. 241.

7 R. Robles Tardío (s. A 4), S. 26 f.

nis wurde erst durch das Bild verewigt. Werner Spiess nennt es daher ein „Historienbild“, ein ‚Ereignisbild‘, durch seinen Titel mit einem Geschehen verbunden, das heute, ohne dieses Bild, in der Anonymität der Desaster unseres Jahrhunderts verschwunden wäre.“⁸ Das Bild hat sich vom Anlass gewissermaßen emanzipiert. Es gilt heute als eine Anklage gegen den Krieg. Als der damalige Außenminister der USA, Colin Powell, am 9. Februar 2003 im UNO-Gebäude in New York die Position seiner Regierung zu einem möglichen Krieg gegen Irak erklärte, musste die Reproduktion des Bildes im Vorraum des Plenarsaals verhüllt werden.⁹

1. ZERSTÖRUNG VON GERNIKA

Gernika war 1936 eine kleine Stadt östlich von Bilbao, die nur 6.234 Einwohner zählte.¹⁰ Und dennoch ist Gernika nicht irgendeine Stadt im Baskenland, sondern die heilige, mythische Stadt der Basken, ein zentraler Ort baskischer Identität, die eigentliche Hauptstadt der Basken. Seit dem Mittelalter befand sich dort ein Baum, eine Eiche, unter der politische Versammlungen stattfanden. Unter der alten Eiche bestätigten die spanischen Könige die Autonomierechte der Basken, die so genannten *Fueros*, zuletzt 1981 Juan Carlos. Der berühmte Baum findet sich auch im Wappen der Doppelstadt Gernika-Lumo.

Der Stadtgrundriss von Gernika im 16. Jahrhundert zeigt ein kleines Städtchen, das sich um eine Fernstraßenkreuzung erstreckte. Die sehr regelmäßige, nahezu quadratische Stadtanlage umfasste vier Straßen und 107 Gebäude.¹¹ Die Hauptstraße in Richtung Westen führte nach Bilbao. Die beiden Kirchen erhoben sich am Stadtrand, an der Ost-West-Durchgangsstraße lag ein kleiner Platz, das Zentrum des kleinen Städtchens. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts dehnte sich Gernika ein wenig aus, vor allem nach Süden und nach Osten, bis zur Eisenbahntrasse. Am zentralen Platz erhob sich das alte Rathaus.

Am 26. April 1937 gegen 16.35 Uhr erreichten deutsche Flugzeuge die Stadt und begannen ihr Werk der Zerstörung, das bis etwa 19.45 Uhr andauerte. „Zuerst“, so der Bericht des englischen Journalisten George L. Steer vom 27. April 1937, „warfen kleine Gruppen von Flugzeugen schwere Bomben und Handgranaten über der ganzen Stadt ab, wobei sie sich hübsch ordentlich ein Gebiet nach dem anderen vornahmen. Dann kamen die Jagdflieger im Tiefflug und beschossen aus Maschinengewehren die, die in Panik aus den [bereits getroffenen] Bunkern rannten. [...] Das Ziel war es offenbar, die Bevölkerung wieder unter die Erde zu treiben, denn nun erschienen bis zu 12 Bomber auf einmal und warfen schwere Bomben und Brandbomben, [...] um die Häuser zu zerstören und sie über

8 W. Spiess (s. A 2), S. 15.

9 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.02.2003.

10 G. Cárdenas, Estudio de un pueblo adoptado. Guernica, in: Reconstrucción I (1940), S. 23.

11 Ebda., S. 22.

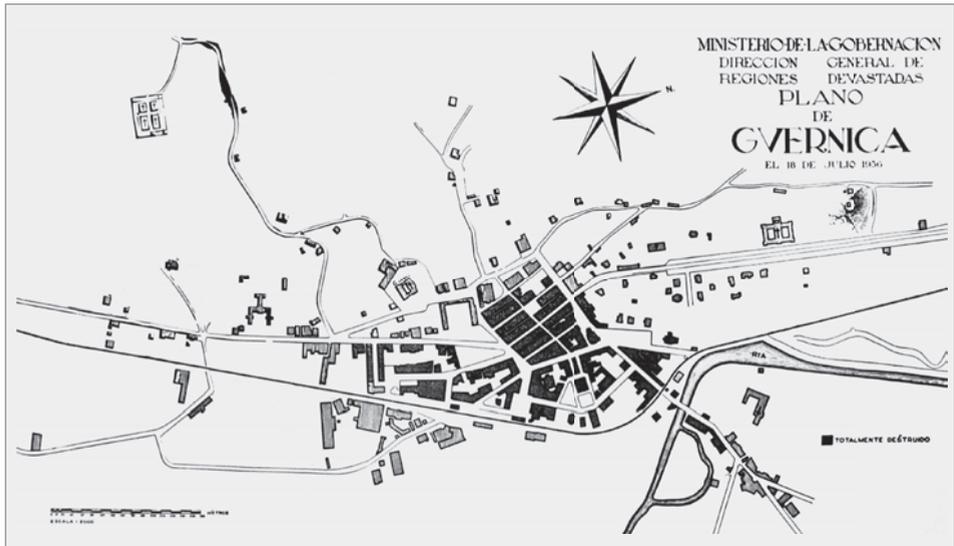


Abb. 2: Plan von Gernika 1936 vor der Zerstörung, präsentiert in der franquistischen Zeitschrift *Reconstrucción* 1/1940, S. 26.

den Opfern verbrennen zu lassen.¹² Die Bomben zerstörten 71 Prozent der Stadt schwer, 7 Prozent leicht, 22 Prozent der Bebauung blieb erhalten.¹³ Das historische Zentrum der Stadt wurde vollständig vernichtet: Von den dortigen öffentlichen Gebäuden und den 271 Wohnhäusern blieb keines erhalten.¹⁴

Nicht zerstört wurde die heilige Eiche, unversehrt blieb auch die Brücke in der Nähe der Stadt, die – so die Behauptung von deutschen Beteiligten im Nachhinein – das eigentliche militärische Ziel gewesen sei. Durchgeführt wurden die Bombenangriffe durch die „Legion Condor“, eine Sondereinheit Hermann Görings, die in Spanien Franco formal unterstellt war.¹⁵ Verantwortlich seitens der Legion Condor für den Luftangriff auf Gernika war Oberstleutnant Wolfram Freiherr von Richthofen. Drei Tage nach der Bombardierung wurde die Stadt am 29. April 1937 durch Truppen des Generals Franco besetzt.

Die Zerstörung von Gernika war bekanntlich Teil des spanischen Krieges. Die so genannte Nordfront, der Angriff auf Asturien und das Baskenland, hatte vor allem kriegswirtschaftliche Ziele. Bilbao war eine bedeutende Industriestadt, und im Baskenland gab es wertvolle Bodenschätze. Der spanische Krieg war von Anfang an mehr als ein Bürgerkrieg. Ohne die Hilfe Mussolinis und Hitlers hätte der Putschist Franco 1936 seine Trup-

12 H. Heer, Straße um Straße, in: *Die Zeit*, 19.04.2007 (Steer 1937).

13 Gernika-Lumo, 1991.

14 Guernica, *Reconstrucción* 55 (1945), S. 233.

15 H. Heer (s. A 12).



Abb. 3: Gernika nach den Bombenangriffen; Quelle: Reconstrucción 12/1941, S. 14.

pen nicht aus Afrika nach Spanien bringen können. Im spanischen Krieg wurden durch das Deutsche Reich etwa 600 Flugzeuge und 10.000 Mann eingesetzt.¹⁶ Weit mehr noch als Hitlerdeutschland, griff Italien in den Bürgerkrieg ein. Mussolini entsandte 70.000 italienische Soldaten. Auf der anderen Seite unterstützte die Sowjetunion die gewählte Volksfrontregierung der spanischen Republik mit 500 bis 700 Flugzeugen und 2.000 Mann; außerdem kämpften die berühmten „Internationalen Brigaden“ mit etwa 59.000 Mann auf Seiten der Republik. Zum Vergleich: Zu Beginn des Krieges verfügte die Volksfrontregierung über 112.000 Mann, die Putschisten über 98.000 Mann.¹⁷ Der Bürgerkrieg war daher de facto ein europäischer Krieg, Auftakt und Erprobungsfeld des Zweiten Weltkriegs. Erst in Spanien festigte sich die Allianz Hitler-Mussolini. Die außerordentliche Beteiligung Deutschlands und Italiens wird bis heute noch weitgehend verdrängt.

Über die Zerstörung von Gernika gibt es sehr viele Veröffentlichungen. Im Vordergrund steht dabei die militärgeschichtliche Dimension. Diese betrifft die Art der Flugzeuge, vor allem Junkers-Maschinen, aber auch Heinkel-Flugzeuge, weiter die Art der Bomben, die besondere Mischung aus Spreng- und Brandbomben. Betont wird ebenfalls die Flächenhaftigkeit wie die gezielte Tötung von Zivilpersonen, eine neue Dimension maschinellen Tötens. Gefragt wird weiter nach den Gründen, die zu dem Angriff führten. Wichtige militärische Ziele waren jedenfalls nicht vorhanden. Inzwischen, so

¹⁶ Ebda.

¹⁷ W.L. Bernecker, Spaniens Geschichte seit dem Bürgerkrieg, München 2010, 4. Aufl., S. 41, 49.

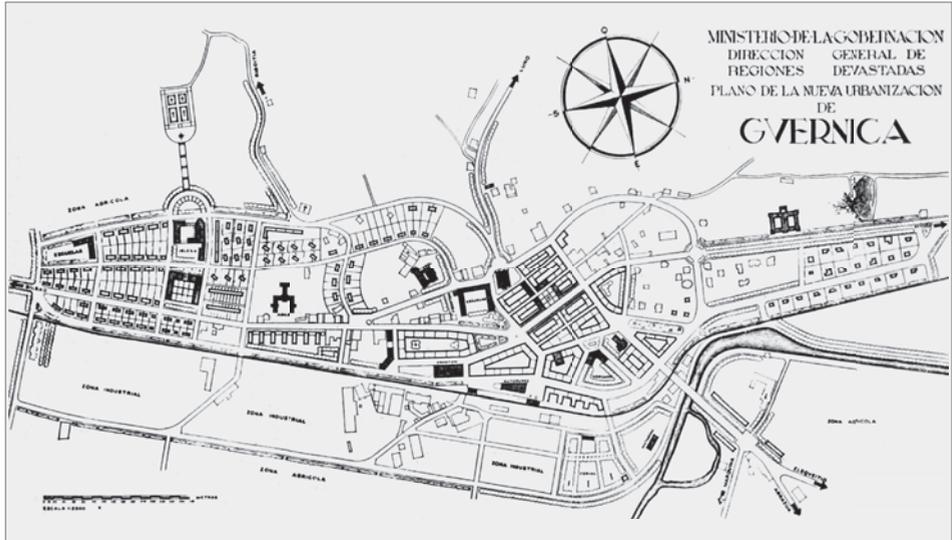


Abb. 4: Plan zum Wiederaufbau von Guernica; Quelle: Reconstrucción 1/1940, S. 27.

der Historiker Walther L. Bernecker, „gilt es als erwiesen, daß das franquistische Oberkommando in Salamanca und die Legion Condor den Angriff auf Guernica gemeinsam beschlossen haben.“¹⁸ Offenbar waren auch italienische Flugzeuge an der Zerstörungsaktion beteiligt.¹⁹

Als Grund für den Angriff wurde vor allem die Erprobung von Kriegsmaterial und Soldaten, aber auch die Klärung der Wirkung von Terrorangriffen auf die Bevölkerung genannt. Die Zahl der Toten wird wohl nie vollständig geklärt werden können, da die Zahl der Flüchtlinge, die sich damals in der Stadt aufhielten, allenfalls geschätzt werden kann.

Die Zerstörung von Gernika war aber auch Teil einer medialen Schlacht um Interpretation und Schuldzuschreibung. Sie wurde in einem Bericht der Legion Condor zwar intern als Erfolg gewertet, durch das NS-Regime aber nie als Heldentat gefeiert. Allen Beteiligten wurde untersagt, „über den Einsatz zu sprechen.“²⁰ Die Regierung in Berlin stritt jede Beteiligung ab und in den zahlreichen 1939 erscheinenden Jubelpublikationen zum Einsatz deutschen Militärs in Spanien blieb Guernica unerwähnt. General Franco ließ die Nachricht verbreiten, die „Roten“ hätten Guernica angezündet. Diese Lüge wurde offiziell

18 Ebda., S. 44

19 G. Piper, Guernica – Geschichte eines Luftangriffs, auf: www.ag-friedensforschung.de/themen/Kriegsgeschichte/piper.html [25.04.2012].

20 H. Heer (s. A 12).

bis kurz vor Ende der Franco-Ära aufrechterhalten. Doch es gab auch damals schon einen Kriegsjournalismus, der die Lügen der Kriegsherren entlarvte. In besonderer Weise machte sich George L. Steer, Korrespondent der London Times, um die Wahrheit in Gernika verdient. Er erreichte Gernika am Tag nach dem Angriff und sprach mit Augenzeugen. Sein Bericht erschien am 28. April 1937, also zwei Tage nach der Zerstörung, in der London Times, zugleich aber auch in der New York Times und auf Französisch in L'Humanité. Der Bericht rüttelte die Weltöffentlichkeit auf. Steer hatte Erfahrungen im Kriegsjournalismus; er hatte bereits den Angriff des faschistischen Italiens auf Äthiopien 1935-1936 beobachtet.

Da der spanische Krieg nicht als Teil des Zweiten Weltkrieges definiert wurde, war die Zerstörung von Gernika bei den Nürnberger Prozessen kein gerichtsrelevantes Thema. Eine Verurteilung der Beteiligten fand daher niemals statt. Freiherr von Richthofen nutzte als „Kommandeur eines Nahkampf-Fliegerverbandes“ seine Erfahrungen später beim Angriff auf Polen im September 1939, aber auch beim Überfall auf die Sowjetunion.²¹ Von Richthofen wurde 1943 von Hitler zum Generalfeldmarschall ernannt.²² In Nagels Reiseführer Spanien aus dem Jahr 1953 findet sich unter Guernica folgender bemerkenswerter Satz: „Die Stadt hat während des Bürgerkriegs (1936-1939) stark gelitten.“²³ Baedekers Autoreiseführer von 1963 sprach von einem hübsch gelegenen Städtchen, „das im Bürgerkrieg stark zerstört und seitdem wiederaufgebaut wurde.“²⁴

2. WIEDERAUFBAU VON GUERNICA

Bereits im August 1938 waren die Planungen für den Wiederaufbau von Guernica abgeschlossen. Am 21. Februar 1939 begannen die Enttrümmerungsarbeiten, im Oktober 1939 die Wiederaufbaumaßnahmen.²⁵ Die Planer des Wiederaufbaus waren Gonzalo de Cárdenas und Luís María de Gana.²⁶ Die zerstörte Altstadt wurde als eine der schönsten der Provinz Biskaya gepriesen. Ihr Wiederaufbau sollte die ehemalige „typische und traditionelle Schönheit“ wiederherstellen.²⁷ Das neue Guernica, wie das Wiederaufbauprojekt während der 1940er Jahre genannt wurde, orientierte sich an einer künftigen Einwohnerzahl von 12.000.²⁸ Die Planung der Stadt folgte, so die Darstellung des Architek-

21 Ebda.

22 Ebda.

23 Nagels Reiseführer Spanien, Paris u.a. 1953, S. 281.

24 Baedekers Autoreiseführer Spanien und Portugal, Stuttgart 1964, S. 70.

25 F.J. Muñoz Fernández, Tiempo de silencio para la arquitectura. La destrucción y la reconstrucción de Guernica, auf: www.egoibarra.com/files/tiempo-de-silencio-para-la-arquitectura.-la-destruccion-y-la-reconstruccion-de-guernica [25.04.2012], S. 5 f.

26 Ebda., S. 15.

27 G. de Cárdenas (s. A 10), S. 26 f.

28 Ebda., S. 26.



Abb. 5: Die neuen Gärten und die neue Hauptstraße von Guernica; Quelle: *Reconstrucción* 55/1945, S. 233.

ten Gonzalo de Cárdenas im Jahr 1940, offiziell funktionalistischen Grundsätzen. Drei bedeutende Zonen wurden unterschieden: die Wohnungszone, die Industriezone und die Landwirtschaftszone.²⁹ Dennoch sahen die Pläne beim Wiederaufbau des historischen Zentrums, der so genannten repräsentativen Zone, die als Teil der Wohnungszone angesehen wurde, eine gewisse Nutzungsmischung vor. Als besonderes Profil der Stadt wurde ihre Handelsfunktion betont, sie sollte das zweitbedeutendste Handelszentrum der Provinz Biskaya nach Bilbao sein.³⁰

Der Wiederaufbauplan für Guernica orientierte sich am historischen Stadtgrundriss, allerdings in einer sehr freien Weise. Er respektierte zwar im Grundsatz dessen Struktur, wollte diese aber zugleich modernisieren. Denn die Dimensionen der zerstörten „archaischen“ Altstadt mit ihren vier schmalen Straßen, einem kleinen Platz und den uralten, als „armselig und unbedeutend“ bezeichneten Häusern wurden als nicht mehr zeitgemäß erachtet.³¹ Ziel war daher eine moderne Stadt, die aber an die alte noch erinnern sollte. Die Geringschätzung historischer Bausubstanz war bekanntermaßen keine Besonderheit der spanischen Diktatur.

Der wichtigste geplante Eingriff des Wiederaufbaus betraf das alte, nicht besonders hervorgehobene Hauptstraßenkreuz. Die historisch bedeutendste Straße nach Bil-

29 Ebda.

30 Ebda., S. 27.

31 Ebda., S. 23; *Guernica, Reconstrucción* 55 (1945), S. 233.



Abb. 6: Der neue Hauptplatz von Guernica; Quelle: *Reconstrucción* 55/1945, S. 232.

bao wurde aus der Altstadt heraus an den nördlichen Rand verlegt, um die Altstadt vom Durchgangsverkehr zu entlasten. In der Altstadt verblieb nur mehr eine Hauptstraße in Süd-Nord-Richtung, die zugleich erheblich verbreitert und durch Arkaden bereichert wurde. An dieser Hauptstraße sollten sich repräsentative Wohngebäude für wohlhabendere Schichten erheben. Im Süden wurde der Eingang in die Hauptstraße durch einen auffälligen Turmbau betont, der den Übergang von den aufwändig gestalteten Stadtgärten zum kompakten Zentrum vermittelte.

Noch einschneidender als die starke Betonung der Süd-Nord-Hauptstraße war aber eine weitere Korrektur des historischen Stadtgrundrisses: die Neuformulierung des zentralen Platzes. Aus dem kleinen Rathausplatz an der Ost-West-Hauptstraße wurde ein größerer Platz, der an die Süd-Nord-Straße angehängt wurde. An diesem Platz wurden das Rathaus, das Haus der Künste sowie das Post- und Gerichtsgebäude errichtet – also drei Bauten, die de facto den spanischen Zentralstaat repräsentierten. Weitere wichtige Projekte des Wiederaufbaus betrafen die Markthalle, den Schlachthof³² sowie den Wohnungsbau.³³ Die alte, hoch verdichtete Bebauung zwischen den Altstadtstraßen sollte durch eine Blockrandbebauung mit großen Innenhöfen ersetzt werden.

All diese Projekte wurden durch den Staat angestoßen und finanziert sowie in erheblichem Umfang durch Zwangsarbeit realisiert: Von den insgesamt 10.000 am Wieder-

32 J. Basterrechea, *Nuevo matadero de Guernica*, in: *Reconstrucción* 18 (1943), S. 413 ff.

33 *Reconstrucción* 15 (1941), S. 16.

aufbau beteiligten Personen waren 3.500 Kriegsgefangene.³⁴ Die Großbauten der neuen Altstadt wurden durch den Architekten Manuel María Smith (1879-1956) aus Bilbao entworfen, der als ein Vertreter regionalistischer Architektur galt.³⁵

Offizielles Ziel des Franco-Regimes war es, die Tradition des Ortes zu respektieren und Gernika zugleich zu einer spanischen Stadt, zum „neuen Guernica“, zu machen. Oder mit anderen Worten: die baskische Tradition in eine spanische umzudeuten. Der Respekt vor der Tradition wurde anhand der Annäherung an den historischen Stadtgrundriss, der Schmuckelemente der Gebäude wie geschmiedetes Eisen, aber auch anhand der verwendeten Baumaterialien, Sand- und Kalkstein sowie Bauholz aus der Region, demonstriert.³⁶ „Guernica war eine der typischsten Städte der Provinz, und es ist dieser Charakter, der bei der neuen Bebauung erhalten werden soll, indem alle Details kontrolliert werden, vom Volumen und der Errichtung der Wohnungen bis hin zu den Baustoffen für die Fassaden und den Einzelheiten der Dekoration, indem exotische Baustoffe oder Bautechniken vermieden werden, die weder mit dem traditionellen Charakter der Einwohner Guernicas noch mit der Feinheit der Landschaft harmonieren.“³⁷

Die Hispanisierung der baskischen Stadt zeigte sich nicht nur an der Unterdrückung der baskischen Sprache auf Friedhöfen und anderswo, sondern auch im Städtebau, an der Betonung der Hauptstraße und vor allem an dem neuen Platz, der als klassische spanische „Plaza Mayor“³⁸ interpretiert wurde. Wie viele andere Plätze in den Wiederaufbaustädten des Franco-Regimes wurde dieser 1953 fertig gestellte³⁹ Platz großzügig und regelmäßig angelegt, von der alltäglichen Stadt separiert, durch öffentliche, von Arkaden gesäumten Bauten geprägt und in einheitlicher Architektursprache gestaltet. „Man kann keine Stadt entwerfen, ohne an die Normen der Tradition und der Urform der genuin spanischen Städte zu erinnern und sie zu erfüllen. Dort verdichtete sich der repräsentative Bereich immer zu einem Platz und einer Straße. Zu einem Platz, an dem die repräsentativen Bauten des Staates, der Gemeinde und der Kirche standen, und zu einer Straße mit Arkaden, wo sich der Handel befand.“⁴⁰ In Guernica entstand in diesem Sinne ein Platz in der Tradition „der größeren spanischen Plätze“ – ein „harmonischer Komplex in einheitlicher Architektur“, ein Vorbild für den Städtebau in der Provinz Biskaya.⁴¹

Der Wiederaufbau wurde propagandistisch als Antwort auf die Schandtate der „Roten“, die angeblich Gernika in Brand gesetzt hatten, in Szene gesetzt. „Diejenigen, die die Fakten absolut ignorierten, die die Geschichte Spaniens verfälschten, die Feinde Gottes und

34 F.J. Muñoz Fernández (s. A 25), S. 3.

35 Reconstrucción 15 (1941), S. 16.

36 G. Cárdenas (s. A 10), S. 25.

37 Ebda., S. 27.

38 Ebda., S. 26.

39 F.J. Muñoz Fernández (s. A 25), S. 7.

40 G. Cárdenas (s. A 10), S. 25.

41 Construcción 15 (1941), S. 15.



Abb. 7: Wohnungsneubau in Guernica; Quelle: *Reconstrucción* 15/1941, S. 12.

des Vaterlands, sie setzten die Stadt feige in Brand, die sie nicht als Männer zu verteidigen wussten.“⁴² Und weiter: „Mit dem weitgehenden Wiederaufbau, dessen Realisierung die Oberste Behörde für die zerstörten Gebiete unter dem Signum Francos, des Caudillo, und der Hilfe Gottes schon aufgenommen hat, wird heute die kategorischste Antwort in Stein gemeißelt.“⁴³ Das „neue Guernica“ sollte daher eine doppelte Botschaft verkünden: vom zerstörerischen Charakter des Kommunismus und vom Wiederaufbau des Spaniens Francos.⁴⁴

Heute präsentiert Gernika eine kompakte, traditionelle Altstadt, die ihre baskische Identität trotz Zerstörung und Wiederaufbau, trotz Unterdrückung und Verfolgung bewahren konnte. Der ungeschulte Besucher erkennt kaum, dass es sich hier um einen Wiederaufbau der Franco-Ära handelt. Identitätsstiftend ist weiterhin das Areal um die historische Eiche, ein Komplex, der im Krieg ja nicht zerstört worden ist. Die Vernichtung Gernikas 1937 ist aber durchaus auch in der Altstadt präsent, es wird immer wieder an sie erinnert, vor allem am Hauptplatz. Dort wurde aus dem Haus der Künste ein Haus der Kultur, das Post- und Gerichtsgebäude wurde zum Friedensmuseum von Gernika. Nur das Rathaus blieb Rathaus, heute aber mit einem gewählten Bürgermeister.

42 G. Cárdenas (s. A 10), S. 25; vgl. auch *Reconstrucción* 12 (1941), S. 14 und 15/1941, S. 10; *Marqués de Santa María del Villar*, Guernica y su nueva casa consistorial, in: *Reconstrucción* 29 (1943), S. 1 ff.

43 G. Cárdenas (s. A 10), S. 27.

44 *Marqués de Santa María del Villar* (s. A 42), S. 6.

3. GUERNICA – MODELL DES WIEDERAUFBAUPROGRAMMS DES FRANCO-REGIMES

Guernica war eine Art Pilotprojekt für eine besondere Städtebaupolitik, die erst vor dem Hintergrund der prekären Situation Spaniens nach einem fast dreijährigen Krieg verständlich wird. Zu den Menschenopfern unter den Kämpfenden und der Zivilbevölkerung kamen die Verluste der Vertreibungen. Die Arbeitskraft Spaniens war stark reduziert. Das Land war übersät mit zerstörten Siedlungen, Straßen und Brücken; auch Industrieanlagen waren bombardiert oder in Brand gesetzt worden. Zudem entfesselte Hitler-Deutschland wenige Monate nach dem Sieg der Franquisten den Zweiten Weltkrieg. Nur wenig Hilfe konnte von den bisherigen Verbündeten Francos kommen, den deutschen Nationalsozialisten und den italienischen Faschisten. Spanien war wirtschaftlich isoliert, das Bruttoinlandsprodukt war 1940 so hoch wie 1913, erst 1954 erreichte es das Vorkriegsniveau.⁴⁵

Diese prekären Bedingungen erlaubten es kaum, emphatische Großprojekte zur Repräsentation des Neuen Staates zu errichten, wie es die „Falange“, die faschistische Partei, verlangte.⁴⁶ Die Falange folgte dem Vorbild der italienischen Faschisten, aber sie verfügte weder über die materiellen noch über die intellektuellen Mittel, dem Beispiel Mussolinis zu folgen. Die spanischen Faschisten besaßen keinen Erfahrungsschatz mit dem Einsatz von Städtebau als politisches Mittel.

Die gebauten Ikonen des Franquismus sind daher nicht zahlreich: An erster Stelle ist hier das „Tal der Gefallenen“ zu nennen, das erst 1959 fertiggestellt wurde und einen bis heute noch praktizierten Totenkult in gigantischer Kulisse schuf, allerdings weit außerhalb Madrids. In der Hauptstadt gelegen ist hingegen der Komplex des Luftfahrtministeriums, der 1940 bis 1951 nach einem Entwurf von Luis Gutiérrez Soto errichtet wurde. Dieser repräsentative Komplex umfasste nicht nur das Ministerium selbst, sondern eine ganze Platzanlage mit weiteren Gebäuden. Seine Gestaltung orientiert sich am El Escorial, der – als bedeutendstes Symbol vergangener Größe Spaniens – damals zum Vorbild vieler Bauten wurde.

Wichtig für das Herrschaftssystem Francos war aber 1939 vor allem der Wiederaufbau im ländlichen Raum. Hierfür sprach schon die politische Bedeutung der ländlichen Bevölkerung für die Franquisten. Während die Großstädte, vor allem die Industriezentren, von den Aufständischen als kommunistisch verseucht wahrgenommen wurden, hatten die Franquisten am ehesten auf dem Land eine Massenbasis. Hinzu kam, dass der beson-

45 V. Pérez Escolano, *Guerra Civil y regiones devastadas*, in: *Arquitectura en regiones devastadas*. Catálogo Dirección General de Arquitectura y Edificación. Subdirección General de Arquitectura y Servicio de Fomento de la Arquitectura. MOPU. Ministerio de Obras Públicas, Madrid 1987, S. 140.

46 G. Ureña, *Arquitectura y urbanística civil y militar en el período de la autarquía (1936-1945)*, Madrid 1979, S. 51 ff.

dere Frontverlauf des Krieges die Zerstörung vieler Städte und Dörfer zur Folge hatte. Am Ende des Krieges waren 192 Ortschaften zu zumindest 60 Prozent zerstört.⁴⁷

Die Antwort des Regimes war das „Nationale Programm zum Wiederaufbau zerstörter Regionen“. Dies war der Schwerpunkt der offiziellen Architektur- und Städtebaupolitik der ersten beiden Jahrzehnte der Diktatur Francos. Hierfür wurde im Januar 1938 die „Anstalt für den Wiederaufbau der zerstörten Regionen“ – Servicio de Regiones Devastadas – gegründet, die in den Einflussbereich der Falange fiel, da sie dem Minister Serrano Suñer zugeordnet war. Dieser leitete ein Schlüsselministerium und war zugleich Anführer der „Falange Nacional“, bekennender Germanophile und außerdem Schwager Francos.⁴⁸ Der Einfluss der Falange ging mit einem prononcierten ideologischen Programm des Wiederaufbaus einher. Wie es in der ersten Ausgabe der eigens gegründeten Zeitschrift „Reconstrucción“ hieß, sollten die Schäden überwunden werden, „die Dörfer und Städte erlitten, die blutige Schauplätze des heiligen und siegreichen Kreuzzugs der Befreiung waren oder unabweisbare Zeugen der barbarischen und grausamen Verbitterung der Horden, die durch Russland angeleitet, ihren Hass zeigten gegen alles, was eine reale Darstellung der grundsätzlichen und jahrhundertealten Prinzipien des christlichen und spanischen Geistes ist.“⁴⁹ Der Wiederaufbau war also die Fortsetzung des Krieges. Ein Angebot zur Eingliederung der Unterlegenen wurde nicht unterbreitet, sondern ostentativ das Programm bekräftigt, den Kreuzzug fortzuführen.

Andererseits musste der Wiederaufbau einem ganzen Bündel von Zielen dienen: Ländliche Ortschaften sollten wiederaufgebaut werden, um die Landflucht zu vermeiden. Aufgegebene Ländereien mussten wieder bewirtschaftet werden, damit sich die Ernährungslage verbesserte. Wohnungen sowie die teilweise ganz fehlende soziale und technische Infrastruktur mussten rasch und preiswert geschaffen werden. Der „Estado Nuevo“, der Neue Staat, sollte sich vor der ländlichen Bevölkerung als Autorität präsentieren. Es war daher eine Formensprache zu finden, die die ländliche Bevölkerung dazu bewegte, die Diktatur zu unterstützen oder zumindest zu dulden.

Vor allem ging es aber darum, die am stärksten zerstörten Ortschaften wieder aufzubauen. Die „Secretaría General“ für die zerstörten Regionen war eine mächtige Planungsagentur, sie konnte die Parzellenstruktur verändern, enteignen und die Eigentümer zwingen, die Entschädigungssumme an Ort und Stelle zu reinvestieren.⁵⁰ Ein Gesetz schuf im September 1939 den auch im Spanischen ungewöhnlich klingenden Status der vom „Caudillo“ (also vom Führer) „adoptierten Städte“. 1941 gab es schon 148 adoptierte

47 V. Pérez Escolano (s. A 45), S. 139.

48 G. Di Febo/Santos Juliá, *El Franquismo*, Barcelona 2005, S. 15 ff.; R. Carr *et al.*, 1939/1975. *La época de Franco*, Madrid 2007, S. 16.

49 Zit. nach V. Pérez Escolano (s. A 45), S. 140 f.

50 J. García Algarra, *Arquitectura de reconstrucción en Brunete*, 2005. <http://maytediez.blogia.com/2005/090901-strong-arquitectura-de-reconstruccion-en-brunete-madrid-strong.php> [21.04.2012].

Ortschaften in ganz Spanien.⁵¹ Eine hervorgehobene Stellung als Referenzstadt des Wiederaufbaus hatte Guernica.

Während in vielen Ländern Europas, Afrikas und Asiens noch gekämpft wurde, Menschen systematisch getötet und Städte zerstört wurden, hatte in Spanien unter Franco bereits die neue Phase europäischer Städtebaugeschichte begonnen: der Wiederaufbau.⁵²

4. GUERNICA / GERNIKA – EIN BILD, EIN ORT VON INTERNATIONALER BEDEUTUNG

Die Erinnerung an Gernika wird vor allem wachgehalten durch das großartige Bild von Pablo Picasso, geschaffen im Auftrag der Volksfrontregierung, ausgestellt auf der Weltausstellung 1937 in Paris, die wiederum städtebaulich durch die Konfrontation des deutschen und sowjetischen Pavillons geprägt war. Picassos Bild gilt als eine universale Anklage gegen den Krieg, ein Aufschrei angesichts des Leids der Zivilbevölkerung. Zugleich lässt es aber das konkrete Ereignis selbst verblassen, etwa die Intervention von Hitlers Deutschland und Mussolinis Italien im so genannten Spanischen Bürgerkrieg, der ohne die Unterstützung der beiden Diktaturen anders verlaufen wäre. Hinter dem Bild verblasst aber auch der konkrete Ort, die heilige Stadt der Basken. Vollkommen unbeachtet bis heute blieb schließlich das neue, spanische Guernica der Franco-Zeit, der Wiederaufbau, der aus der baskischen eine spanische Stadt machen sollte. Gernika steht aber auch für eine neue Art der Kriegsführung, der Zerstörung von Orten mit besonderer kultureller Bedeutung, der Auslöschung von Orten, die der Identitätsfindung dienen. Insofern war Gernika nicht nur ein verbrecherischer Akt gegenüber der Zivilbevölkerung, sondern bildete auch den Auftakt einer partiellen Zerstörung der einzigartigen europäischen Stadtlandschaft während des Zweiten Weltkriegs, der unter vielen anderen auch die historischen Städte von Warschau, Coventry, Minsk und Dresden zum Opfer fielen. Gernika war zugleich ein Modell für eine propagandistische Lügenpropaganda, die die Kriegereignisse vernebelte und die Verbrechen anderen, in diesem Falle den „Roten“, in die Schuhe schob – eine Form der Kriegsführung, die uns heute sehr vertraut ist, und ein Modell für engagierten Journalismus vor Ort, der solcher Lügenpropaganda entgegentritt. Gernika ist auch eine der ersten Realisierungen des Wiederaufbaus, der sich nach 1945 als eine gesamteuropäische Aufgabe erweisen sollte und der ein wichtiges Kapitel der Städtebaugeschichte des 20. Jahrhunderts darstellt. Gernika ist vor diesem komplexen Hintergrund ein Spiegel europäischen Städtebaus, ein Brennpunkt europäischer Geschichte.

51 V. Pérez Escolano (s. A 45), S. 139.

52 Die gesamte europäische Städtebaugeschichte ist durch Wiederaufbauprojekte nach Bränden und Kriegen geprägt. Auch nach dem Ersten Weltkrieg gab es zahlreiche solche Projekte. Der spanische Wiederaufbau nach dem „Bürgerkrieg“ bildete den bislang wenig bekannten Auftakt eines europaweiten Wiederaufbaus während der 1940er und 1950er Jahre.

LONDONS NEUE SKYLINE

DIE AUSWIRKUNGEN VON STADTPLANUNG UND STRUKTURWANDEL AUF DIE GESTALT DES STADTZENTRUMS

1. EINLEITUNG

Unter den Weltstädten und großen Metropolen der Erde hat London aus städtebaulicher Sicht bis in die späten 1980er Jahre eine beachtliche Sonderstellung eingenommen. Im Vergleich zu Städten ähnlicher Bedeutung und Größe, beispielsweise New York, Tokio oder Hongkong, war London bis dahin eine weitgehend horizontale Stadt geblieben, deren Skyline ausgesprochen arm an Konturen war.¹ Dies galt auch für die City of London, einen der wichtigsten Finanzplätze der Erde.²

In den letzten zwanzig Jahren jedoch hat sich die Silhouette Londons signifikant verändert. Dazu haben in erster Linie zehn neue Hochhäuser beigetragen, die allesamt die 150-Meter-Marke überragen. Zudem befinden sich zurzeit vier weitere Wolkenkratzer im Bau. Angesichts des erheblichen wirtschaftlichen Wachstums, das für London in den kommenden 20 Jahren prognostiziert wird, ist zu erwarten, dass noch weitere Bürohochhäuser ähnlicher Größenordnung hinzukommen werden.³

Aus welchen Gründen aber wurden in London viele Jahrzehnte lang nur wenige Hochhäuser gebaut? Warum hat sich dieser Trend in relativ kurzer Zeit signifikant verändert? Und welchen Einfluss haben Stadtplanung und Stadtpolitik auf den Hochhausbau genommen? Das sind die wesentlichen Fragestellungen, die im Rahmen des vorliegenden Beitrags beantwortet werden.

Im Folgenden wird zunächst die jüngere Geschichte des Baus höherer Häuser in London aufgearbeitet. Besonderes Augenmerk wird dabei auf die Rolle des Denkmalschutzes gelegt. Erörtert wird des Weiteren die Bedeutung der Stadtentwicklungspläne, die während der Nachkriegszeit Städtebau und Architektur maßgeblich beeinflusst haben. Anschließend wird aufgezeigt, welche politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Akteursgruppen in jüngerer Zeit an der Entscheidungsfindung für oder gegen den Bau

1 I. Charney, The politics of design: architecture, tall buildings and the skyline of central London, in: *Area* 39 (2007), 2, S. 197.

2 G. Gassner, Elevations, Icons and Lines: The City abstracted through its Skylines, in: *CitiesLab* 1 (2009), S. 70.

3 *Mayor of London* (Hrsg.), *The London Plan*, London 2011, S. 20.



Abb. 1: Ölgemälde von Canaletto: The Thames and the City of London from Richmond House (1747);
Quelle: Wikimedia Commons.

höherer Häuser in London beteiligt waren. Des Weiteren werden ihre Motive und Argumente herausgearbeitet und bewertet. Zudem werden die Planungsinstrumente vorgestellt, die den rechtlichen Rahmen für die Genehmigung bzw. Ablehnung von Hochhausprojekten darstellen.

2. ST. PAUL'S HEIGHTS UND STRATEGIC VIEWS

Vom ausgehenden 17. Jahrhundert, als der Wiederaufbau Londons nach dem verheerenden Stadtbrand von 1666 nahezu abgeschlossen war, bis in die 1930er Jahre wurde die Skyline der britischen Hauptstadt ausnahmslos von Kirchen dominiert. Die Stadtpanoramen der Maler Canaletto (1747), Danielle (1804) und Maclure, MacDonald & MacGregor (1855) zeigen London als eine flache Stadt, deren Aufriss von der beeindruckenden Kuppel der 112 m hohen St. Paul's Kathedrale beherrscht wird. Des Weiteren stechen, wie einzelne Nadeln, die 51 schlanken Türme der nach dem großen Feuer von Wren errichteten Kirchen aus dem Häusermeer der City hervor (vgl. Abb. 1).⁴ Alle übrigen Gebäude – so

4 C. Riches, *The Times Atlas of London*, London 2011, S. 135.



Abb. 2: Die Beeinträchtigung der Sicht zur St. Paul's Kathedrale von der Blackfriars Bridge durch das Faraday Building; Foto: J. Dunckley, 2008.

schrrieb es der *London Building Act* aus dem Jahre 1667 vor – durften aus feuerschutzpolizeilichen Gründen maximal vier Stockwerke hoch gebaut werden.⁵

Auch wenn heute die St. Paul's Kathedrale nicht mehr der einzige Blickfang des Londoner Stadtpanoramas ist, so übt ihre Existenz immer noch großen Einfluss auf die städtebauliche Entwicklung des gesamten Innenstadtgebietes aus. Denn obwohl in London Stadtentwicklung gegenwärtig mehr denn je von wirtschaftlichen Interessen dominiert wird und in den letzten zehn Jahren eine größere Zahl von Bürohochhäusern gebaut wurde, genießt die Kathedrale noch immer besonderen Schutz. Damit ist vor allem gemeint, dass der Erhalt ihrer Sichtbarkeit von wichtigen öffentlichen Orten aus gesetzlich festgeschrieben ist.

Erstmalig wurden im Jahre 1934 Sichtbeziehungen zwischen exponierten öffentlichen Standorten und der St. Paul's Kathedrale unter Schutz gestellt.⁶ Der so genannte *St. Paul's Heights Code*, oft verkürzt auch als *St. Paul's Heights* bezeichnet, sollte sicherstellen, dass Sichtkorridore sowohl von nahegelegenen Standorten als auch von wichtigen Orten in

5 *House of Commons, Transport, Local Government and the Regions Committee* (Hrsg.), *Tall Buildings* (Sixteenth Report of Session 2001-02), Volume I, London 2002, S. 10.

6 B. Flierl, *Hundert Jahre Hochhäuser. Hochhaus und Stadt im 20. Jahrhundert*, Berlin 2000, S. 125.

mittlerer Entfernung zur Kathedrale erhalten bleiben.⁷ Anlass zur Aufstellung entsprechender Regeln und Pläne hatte eine 1930 beschlossene Novelle des *London Building Act* gegeben. Sie ermöglichte eine Anhebung der maximalen Gebäudehöhen in der City von 80 ft (24 m) auf 100 ft (30 m) und – dies war entscheidend gewesen – stellte auch Ausnahmen von dieser Obergrenze in Aussicht.⁸ Daraufhin wurden in der City drei, aus damaliger Sicht, höhere Bürogebäude erbaut, das Unilever House (Fertigstellung: 1931, Gebäudehöhe: 40 m), das Vintry House (1930, Abriss in den 1980er Jahren, ca. 40 m) und das Faraday Building (1933, 44 m) (vgl. Abb. 2). Wie sich noch vor seiner Vollendung herausstellte, verstellte das Faraday Building, ein Regierungsgebäude, den von der Blackfriars Bridge auf die Kathedrale fallenden Blick, was sowohl von der Öffentlichkeit als auch von der Leitung der Diözese mit Verärgerung und Besorgnis aufgenommen wurde.⁹ Der damalige Baumeister von St. Paul's, W. Godfrey Allen, veranlasste daraufhin eine Vermessung zentraler Sichtachsen mit dem Ziel, für den Nah- und Mittelbereich um die Kathedrale Obergrenzen für Gebäudehöhen festzulegen. Als besonders bedeutsam stufte Allen Blickbeziehungen zwischen der Kathedrale und dem Südufer der Themse sowie den Themsebrücken im Abschnitt von der London Bridge zur Hungerford Railway Bridge ein. Des Weiteren sollte St. Paul's von der Fleet Street und der Farrington Road aus gut sichtbar bleiben. Diese Sichtbeziehungen wurden als „strategic views“ bezeichnet. Die Untersuchungsergebnisse mündeten in eine Rasterkarte der City, in der für jede 50 x 50 sqft (15 x 15 qm) große Zelle eine maximale Bauhöhe festgelegt wurde.¹⁰ Obwohl die St. Paul's Heights erst 1989 als Teil des *City of London Plans* formale Rechtskraft erhielten, wurden sie vom Zeitpunkt ihrer erstmaligen Veröffentlichung an stets im Sinne eines gentlemen's agreement von allen an der Stadtentwicklung beteiligten Akteuren beachtet.¹¹

3. „PEPPER POTTED“ STATT CLUSTER: HOCHHAUSBAU IN DEN ERSTEN NACHKRIEGSJAHRZEHNEN

3.1. *Der London County Plan und seine Folgen*

In der frühen Nachkriegszeit stand London im Ruf einer ausgesprochen traditionellen Weltstadt. Noch immer war die britische Hauptstadt Zentrum eines politisch und wirtschaftlichen Weltreichs. Zwänge, sich einem weltwirtschaftlichen Wettbewerb unterzuordnen, existierten noch nicht. Stattdessen spielte die Bewahrung des historischen Erbes,

7 *Mayor of London* (Hrsg.), *Draft Supplementary Planning Guidance*, London 2011, S. 36.

8 *HMSO* (Hrsg.), *London Building Act 1930*, London 1930, S. 38.

9 *C. Polinna*, *Towards a London Renaissance. Projekte und Planwerke des städtebaulichen Paradigmenwechsels im Londoner Zentrum*, Detmold 2009, S. 226.

10 *City of London Corporation* (Hrsg.), *City of London Tall Buildings Evidence Paper*, London 2010, S. 14.

11 *L. Markham*, *The Protection of Views of St. Paul's Cathedral and its Influence on the London Landscape*, in: *The London Journal* 33 (2008), 3, S. 273.

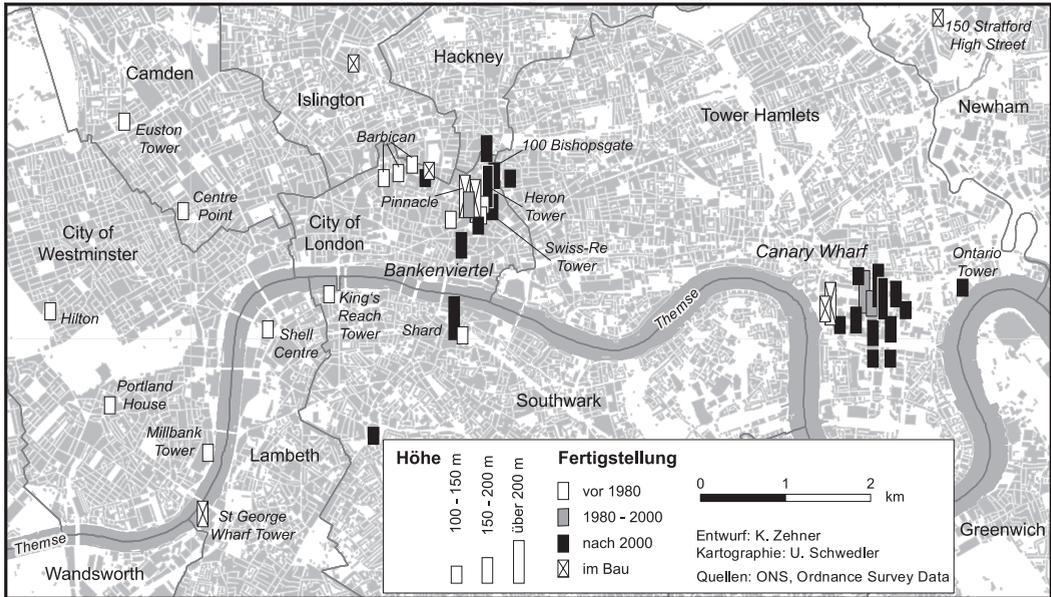


Abb. 3: Bauzeit und Höhe Londoner Hochhäuser; Quelle: K. Zehner, Kartographie: U. Schwedler 2012.

wozu auch Städtebau und Architektur zählten, eine zentrale Rolle. Ein wesentliches Ziel, das von der City of London Corporation akribisch verfolgt wurde, bestand daher im Erhalt der historischen Struktur und des Gebäudebestands der Londoner City. Um den Bau höherer Häuser in der City zu vermeiden, legte die verantwortliche oberste Stadtbehörde, das *London County Council* (LCC), 1951 in ihrem Stadtentwicklungsplan vergleichsweise niedrige Geschossflächenzahlen für das Citygebiet fest, die sich zwischen 2:1 und 5,5:1 bewegten.¹²

Der Bau höherer Häuser war daher zunächst nur außerhalb der City möglich. In den 1960er und 1970er Jahren wurden höhere Häuser (100-150 m Höhe) westlich der City errichtet. Dabei kam es jedoch nicht zu einer Clusterbildung. Vielmehr standen die Hochhäuser isoliert, so dass sich ein disperses Verteilungsmuster („pepper potted“) herausbildete. Zu den bekanntesten Häusern aus dieser Zeit zählen das Shell Centre (Fertigstellung: 1961, Höhe: 107 m) am Fuße des Waterloo Bahnhofs, der Millbank Tower (1963, 118 m) im Regierungsviertel und das Centre Point Building im Londoner Westend (1967, 117 m) (vgl. Abb. 3).

Die strikten Bauvorschriften erlaubten zunächst nur den Bau zweier vergleichsweise unspektakulärer Hochhäuser in der City, das Commercial Union Building (1969, 118 m)

12 Die maximalen Geschossflächenzahlen von 5,5:1 wurden für Grundstücke um die Bank festgeschrieben.

und der Britannic Tower (1967, 120 m). Erst 1971 begannen die Arbeiten an einem markanten, die Stadtsilhouette deutlicher prägenden Hochhaus in der City. Bauherr war die National Westminster Bank.¹³ Ihr neuer Verwaltungssitz, der so genannte NatWest-Tower (heute: Tower 42, 183 m), blieb bis zur Fertigstellung von Fosters berühmtem Swiss-Re Tower im Jahre 2004 die einzige städtebauliche Landmarke im Finanzdistrikt der City.

Nördlich des Citygebietes wurden Mitte der 1970er Jahre drei knapp 125 Meter hohe Wohnhochhäuser fertig gestellt. Sie sind Teil des zwischen 1959 und 1979 errichteten Barbican Estates, Londons einziger Großwohnsiedlung innerhalb des zentralen Stadtgebietes.¹⁴ Städtebauliche Akzente setzten in dieser Zeit auch der Euston Tower (1970, 125 m) sowie der Guy's Tower, ein Krankenhausgebäude, am südlichen Brückenkopf der London Bridge (1974, 143 m).

3.2. Hochhausbau am Rande des Hyde Park

Nicht in allen Fällen lag die Entscheidung über den Bau höherer Häuser in den Händen Londoner Stadtregierungen. Es wirft ein Licht auf die politischen Machtverhältnisse in der britischen Hauptstadt, dass 1957 auf Veranlassung des Städtebauministeriums und entgegen den Beschlüssen des LCC einzelne höhere Häuser an denkbar ungeeigneten Standorten genehmigt wurden. Dem Machtwort des Ministeriums voraus gegangen war ein Bauantrag der US-amerikanischen Hotelgruppe Hilton für einen Hotelneubau an der östlichen Seite des Hyde-Parks. Das LCC hatte den Antrag zunächst abgelehnt, weil das Hotel die Kronen der den Hyde Park säumenden Bäume deutlich überragt hätte und Blicke aus dem Park auf das Westend behindert hätte.¹⁵ Um politischen Verstimmungen mit den USA vorzubeugen, hob die Regierung die Ablehnung des LCC auf und genehmigte die Pläne für das 123 Meter hohe Gebäude.¹⁶ Damit war allerdings ein Präzedenzfall geschaffen worden, so dass in der Folgezeit der Bau weiterer Hotels von eigentlich unerwünschter Höhe am Rande des Hyde Parks nicht verhindert werden konnte.¹⁷

3.3. Der Greater London Development Plan und lokale Pläne

1976 veröffentlichte das Greater London Council, das 1963 das London County Council als oberste Stadtbehörde abgelöst hatte, einen neuen gesamtstädtischen Entwicklungsplan, den so genannten *Greater London Development Plan* (GLDP). Dieser Plan unterteilte London nach seiner Sensitivität im Hinblick auf den Bau höherer Häuser in drei Zonen. Erstens wies er Gebiete aus, in denen Hochhäuser per se nicht genehmigungsfähig sein sollten. Hierzu zählten einerseits größere offene Räume von hohem landschaftlichem

13 S. Bradley/N. Pevsner, London I. The City of London, New Haven und London 1997, S. 575.

14 J. White, London in the twentieth century. A city and its people, London 2001, S. 52.

15 C. Polinna (s. A 9), S. 227.

16 T. Catchpole, London Authority and Big Brother, in: Urban Design Quarterly 90 (2004), S. 20.

17 City of London Corporation (s. A 10), S. 11.

Wert. Andererseits schloss er auch die eingemeindeten Stadt- und Dorfkern in den Außenbezirken Londons sowie die Themse-Ufer als Eignungsgebiete für Hochhäuser aus.¹⁸ Zweitens wies er Gebiete aus, in denen der Bau höherer Häuser zwar nicht grundsätzlich unerwünscht war, für die aber eine besonders kritische Prüfung von Bauanträgen als notwendig erachtet wurde. Und drittens legte er Stadträume fest, in denen höhere Häuser durchaus vorstellbar waren. Wegen der schwachen politischen Stellung des GLC blieb dieser Plan in der Praxis jedoch ohne große Wirkung.¹⁹

Eine deutlich größere politische Bedeutung kam in den 1970er und 1980er Jahren den Londoner Stadtbezirken zu. So wurden in den 1980er Jahren von der *City of London Corporation* zwei Pläne verabschiedet, in denen das Thema „Hochhausbau“ eine zentrale Rolle spielte. Der *Smithfield District Plan* von 1981 bezog sich auf das Gebiet um die Smithfield Markets im Nordwesten der City, während der 1989 verabschiedete *City of London Local Plan* das gesamte Citygebiet berücksichtigte. Der Wert des letztgenannten Plans liegt vor allem in der Tatsache begründet, dass in ihm den St. Paul's Heights zum ersten Mal seit ihrer Formulierung in den 1930er Jahren formale Rechtskraft beigegeben wurde. Des Weiteren wurden in diesem Plan erstmals die Sichtbeziehungen vom Monument²⁰ aus unter Schutz gestellt. Auch Hintergrundverschattungen, die durch den Bau höherer Häuser entstehen können, wurden bei der Festlegung potenzieller Eignungsgebiete für höhere Häuser beachtet.

4. DIE FOLGEN VON (DE-)REGULIERUNG DES HOCHHAUSBAUS IN DEN DOCKLANDS UND DER CITY

4.1. Canary Wharf

1986 wurde das GLC von der Regierung Thatcher aufgelöst. Als wesentlich erachtete Aufgaben der Stadtverwaltung – hierzu zählte auch die Stadtentwicklungsplanung – wurden dem *London Planning Advisory Committee* (LPAC), einem Regierungsboard übertragen.²¹

Trotz der Delegation wesentlicher Aufgaben an das LPAC und andere von der Regierung eingesetzte Körperschaften war die Stadtentwicklung nach der Auflösung des GLC durch Kompetenzkonflikte und Reibungsverluste gekennzeichnet. So verwundert es nicht, dass der Bau einer Vielzahl neuer Hochhäuser in die späten 1980er und frühen 1990er Jahre fiel, als London ohne Stadtverwaltung auskommen musste. Dies bedeutete

18 B. Flierl (s. A 6), S. 125.

19 R. Fuchs, Metropolregion London, in: H. Kleger/A. Lomsky/F. Weigt (Hrsg.), Von der Agglomeration zur Städteregion. Neue politische Denk- und Kooperationsräume, Berlin 2006, S. 348.

20 Das Monument ist eine 61 Meter hohe dorische Säule, die an das Große Feuer von 1666 erinnern soll. Eine in der Säule verborgene Wendeltreppe führt zu einer Aussichtsplattform, die einen guten Blick auf die City ermöglicht.

21 R. Fuchs (s. A 19), S. 352.

in der Praxis, dass die Regierung ihre Vorstellungen zur räumlichen Entwicklung Londons durchsetzen konnte, ohne auf lokaler Ebene Widerstände befürchten zu müssen. So wurden innerhalb weniger Monate die Pläne für Londons zweitwichtigsten Finanzdistrikt Canary Wharf von der Regierung genehmigt. Der Standort von Canary Wharf lag in einer in den Docklands eingerichteten Sonderwirtschaftszone.²² Hier waren sämtliche städtebauliche Regulierungen, die in der City eine bauliche Expansion in die Höhe verhindert hatten, gesetzlich außer Kraft gesetzt worden. Finanziert, geplant und ausgeführt von nordamerikanischen Unternehmen entstand hier eine Nebencity, die wegen ihrer kaum zu übersehenden architektonischen Parallelen zu angloamerikanischen Downtowns auch als Manhattan-on-Thames bezeichnet wurde.²³ Das höchste Bürogebäude dieses Clusters, „One Canada Square“ (Architekt: César Pelli), wurde bereits kurz nach seiner Vollendung im Jahre 1991 sogar zu einem neuen Wahrzeichen Londons und blieb bis vor wenigen Monaten sogar das höchste Gebäude Londons.²⁴ Heute befinden sich neun der 15 höchsten Häuser Londons in bzw. am Rande von Canary Wharf (vgl. Tab. 1).

4.2. Die RPG3A und ihre Folgen für die Entwicklung der City

Während in den späten 1980er und in den 1990er Jahren mehrere Hochhäuser in der Canary Wharf entstanden, lähmten strikte Bauverordnungen noch immer die städtebauliche Entwicklung der Londoner City. Diese Verordnungen waren im Anhang eines Regierungsberichts, der *Regional Planning Policy Guidance for London* (RPG3A), festgeschrieben worden. Herausgeber dieses Berichts waren das London Planning Advisory Committee, das Department of Environment und English Heritage. Der Bericht sollte den Londoner Stadtbezirken, die in dieser Zeit über die Genehmigung von Bauanträgen für höhere Häuser zu befinden hatten, eine Entscheidungshilfe bieten.

In der RPG3A waren insgesamt 34 „strategic views“ definiert worden. Acht von ihnen bezogen sich auf Blickbeziehungen zwischen überwiegend höher gelegenen Aussichtspunkten außerhalb der Innenstadt und der St. Paul's Kathedrale.²⁵ Bei der Festlegung von Sichtachsen zur Kathedrale wurden 440 m breite Streifen festgelegt, die von der Kathedrale ausgingen. In ihrer Mitte lag jeweils die Kathedralenkuppel. Diese Streifen verschmälerten sich mit zunehmender Entfernung von der Kathedrale. Innerhalb dieser von den Streifen abgedeckten Gebiete durften keine Hochhäuser gebaut werden, was den

22 K. Zehner, „Enterprise Zones“ in Großbritannien. Eine geographische Untersuchung zu Raumstruktur und Raumwirksamkeit eines innovativen Instruments der Wirtschaftsförderungs- und Stadtentwicklungspolitik in der Thatcher-Ära, Wiesbaden, S. 233.

23 K. Zehner, Vom maroden Hafen zur glitzernden Nebencity: Die Docklands – eine Bilanz nach drei Jahrzehnten Strukturwandel, in: K. Zehner/G. Wood (Hrsg.), Großbritannien. Geographien eines europäischen Nachbarn, Heidelberg 2010, S. 99 ff.

24 Ebda., S. 271 ff.

25 Primrose Hill, Parliament Hill, Kenwood, Alexandra Palace, Greenwich Park, Blackheath Point, Richmond Park und Westminster Pier.

Rang	Gebäude	Höhe (in m)	Stockwerke	Fertigstellung	Nutzung	Geschossfläche (m ²)
1	The Shard	306	66	2012	gemischt	129.134
2	Pinnacle	288	62	im Bau (2013)	Büro	148.000
3	Riverside South (South Tower)	236	46	im Bau (2014)	Büro	nicht verfügbar
4	One Canada Square	235	50	1991	Büro	115.000
5	Heron Tower	230	46	2011	Büro	68.000
6	The Leadenhall Building	225	48	im Bau (2013)	Büro	84.424
7	8 Canada Square	200	45	2002	Büro	102.191
8	25 Canada Square	200	45	2002	Büro	111.852
9	Riverside South (North Tower)	186	35	im Bau (2014)	Büro	nicht verfügbar
10	Tower 42	183	47	1980	Büro	30.100
11	Swiss-Re Tower	180	41	2003	Büro	76.641
12	St George Wharf Tower	170	49	im Bau (2012)	Wohnen	25.000
13	100 Bishopsgate	165	40	Im Bau (2014)	Büro	73.000
14	Broadgate Tower	161	35	2008	Büro	110.042
15	20 Fenchurch Street	160	36	im Bau (2013)	Büro	55.000
16	One Churchill Place	156	32	2004	Büro	92.902
17	25 Bank Street	153	33	2003	Büro	97.546
18	40 Bank Street	153	33	2003	Büro	55.740
19	10 Upper Bank Street	151	32	2003	Büro	92.251

Tab. 1: Hochhäuser in London mit einer Höhe von 150 Metern und mehr; Quelle: Recherchen K. Zehner.

Wert dadurch betroffener Grundstücke erheblich herabgesetzt hätte. Im Oktober 1991 wurden zehn der 34 vorgeschlagenen strategic views gesetzlich verankert. Sie sollten 16 Jahre in Kraft bleiben.

5. DIE ENTWICKLUNG DES HOCHHAUSBAUS UNTER DER GREATER LONDON AUTHORITY (GLA)

5.1. Der Einfluss von Ken Livingstone auf die Hochhausdebatte

Das jüngste Kapitel des Londoner Hochhausbaus begann im Jahr 2000 mit der Etablierung der *Greater London Authority* (GLA). Sie wurde auf der Grundlage des 1999 von Tony Blairs Labour-Regierung verabschiedeten *Greater London Authority Acts* eingesetzt.²⁶ In seiner von 2000 bis 2008 währenden Amtszeit stellte der erste Bürgermeister-

²⁶ Die GLA setzt sich aus dem Mayor und einer aus 25 gewählten Mitgliedern bestehenden Versammlung (Assembly) zusammen. Im Gegensatz zum GLC stimmt die GLA ihre Ziele mit der Regierung und den

ter der GLA, Ken Livingstone, die Weichen für die Stadtentwicklung Londons neu. Sein Handeln war in erster Linie auf eine Stärkung der Position Londons im globalen Städte-system ausgerichtet.²⁷

Livingstone vertrat die Meinung, dass London seine führende Rolle als Global City nur würde behalten können, wenn städtebauliche Regulierungen und Restriktionen abgebaut oder zumindest deutlich reduziert würden. Denn diese hätten in der Vergangenheit zu einer bedrohlichen Verknappung des Angebots an attraktiven, zeitgemäßen und repräsentativen Büroflächen geführt. Es seien aber genau Flächen dieser Qualität, die von führenden Unternehmen des FIRE-Sektors nachgefragt würden. Daher müsse London in kürzester Zeit genügend hochwertige Büroflächen bereitstellen, sonst wäre seine Funktion als weltweit führender Banken- und Versicherungsplatz gefährdet. Unternehmen würden ansonsten in andere europäische Finanzzentren abwandern. Der Bau architektonisch anspruchsvoller Hochhäuser sei demzufolge ein Muss für eine Weltstadt, um zukünftig konkurrenzfähig zu bleiben.

„What has happened, and this is where globalisation has transformed London, is that over the last 15 years New York and London and Tokyo emerged as the three great financial centres and my fear would be, if, say, you had a mayor who was going to have a blanked ban on rejecting all of these buildings, they will eventually locate somewhere else in Europe.“²⁸

Als Beispiel für denkbare negative Folgen verwies Livingstone auf das *European Monetary Institute*, das 1998 zur Europäischen Zentralbank wurde und damals seine Hauptniederlassung von London nach Frankfurt verlagerte.²⁹ Des Weiteren verwies Livingstone auf die Nachfrage von großen international operierenden Unternehmen nach zusammenhängenden Büroflächen hohen Standards.

Entscheidend sei aber, so Livingstone, die immense Nachfrage nach hochwertigen Büroimmobilien, die in den nächsten zwanzig Jahren erwartet werde. Alleine in der City würden in oben genanntem Zeitraum 750.000 qm Bürofläche benötigt werden.³⁰ Diese könnten nur durch den Bau hoher Bürohäuser erreicht werden. Unterstützung erhielt Livingstone von der *City of London Corporation*, deren Vertreterin Judith Mayhew die räumliche Clusterung hoher Häuser in der City als absolut notwendig erachtete:

Bezirken ab. Zudem hat der Bürgermeister sehr weitreichende Kompetenzen. Ihm kommt eine eindeutige politische und administrative Führungsrolle zu, die 2007 durch ein Gesetz nochmals verstärkt wurde.

27 K. Zehner, Von der Hauptstadt des Empire zur Alpha-Global City. Die Stadtentwicklung Londons im Zeichen von Globalisierung und Stadtentwicklungspolitik, in: W. Matznetter/R. Musil (Hrsg.), Europa: Metropolen im Wandel, Wien 2011, S. 48.

28 D. McNeill, The Mayor and the World City Skyline: London's Tall Buildings Debate, in: *International Planning Studies* 7 (2002), 4, S. 327.

29 M. Kaika, Architecture and crisis: re-inventing the icon, re-imag(in)ing London and re-branding the City, in: *Trans. Inst. Br. Geogr.* 35 (2010), S. 460.

30 *City of London Corporation* (s. A 10), S. 13.

*„One of our unique selling points that we have, as a financial centre, is that we cluster our buildings, we cluster our businesses, so that people can work together, can brainstorm, can learn from one another, and that is very important, because it means that people are not spending a lot of time commuting; in transport, to get from place to place, the concentration is very sustainable. [...] And because we are on an international stage we have to be able to offer a range of buildings, we cannot have all landscapers or we would have no green belt left; so, in some cases, where we have confined sites, to make those sites economic, we do need buildings of, say, up to 50, 60 storeys high, but that is we are talking about“.*³¹

Konkret sprach sich Livingstone sowohl für den Bau von Hochhausclustern als auch von einzelnen höheren Gebäuden aus.³² Entscheidend für ihn war, dass Hochhäuser an wichtigen Knotenpunkten des öffentlichen Verkehrs errichtet würden.³³ Dadurch, so argumentierte er, könnten innerstädtische Verkehrsströme reduziert werden. Zudem sollten die Hochhäuser eine besondere architektonische Qualität aufweisen. Denn durch die Kombination einzigartiger Gebäude würde London eine unverwechselbare Skyline bekommen, die ein aus seiner Sicht wünschenswertes „Rebranding“ der britischen Hauptstadt zur Folge hätte.³⁴

Die Gegner des Baus höherer Häuser, unter ihnen English Heritage und CABE³⁵ hielten Livingstone entgegen, der Bau höherer Häuser sei nicht zwingend notwendig, um die zukünftig benötigten Büroflächen bereit zu stellen. Dies könne auch durch den Bau attraktiver Häuser mittlerer Größe und Höhe geschehen.³⁶

5.2. Der Swiss-Re Tower und seine öffentliche Wahrnehmung

Bereits das erste Hochhaus, das in der Amtsperiode Livingstones fertiggestellt wurde, verdeutlichte auf eindrucksvolle Weise, was Londons Bürgermeister mit seiner offenen Haltung gegenüber hohen Häusern beabsichtigte. Norman Fosters Swiss-Re Tower brach im Hinblick auf Architektur, Baumaterialien, Energieeffizienz und Fassadengestaltung mit allen bisherigen Konventionen des Hochhausbaus. Aufgrund seiner markanten Gestalt fand das Hochhaus schon vor seiner Vollendung weltweit Beachtung. Bald tauchte es in zahlreichen Signatures und Stadtlogos auf und entwickelte sich schnell zu einem festen Bestandteil von Londons Skyline. In der Öffentlichkeit und den Londoner Medien wurde es mit zahlreichen Spitznamen bedacht, unter denen sich die Bezeichnung „The Gherkin“ (Die Gurke) durchsetzen konnte (vgl. Abb. 4). Recht früh nach seiner Fertig-

31 D. McNeill (s. A 28), S. 327.

32 I. Charney, The politics of design: architecture, tall buildings and the skyline of central London, in: Area 39 (2007), 2, S. 197.

33 C. Polinna, Towards a London Renaissance. Projekte und Planwerke des städtebaulichen Paradigmenwechsels im Londoner Zentrum, Detmold, 2009, S. 235.

34 K. Zehner (s. A 27), S. 48.

35 Commission on Architecture and Built Environment.

36 House of Commons, Transport, Local Government and the Regions Committee (s. A 5), S. 40.

stellung verstummten kritische Stimmen von Hochhausgegnern (English Heritage, CABE, Prince Charles). Der Swiss-Re Tower hatte einer breiten Öffentlichkeit gezeigt, dass Hochhäuser durchaus ästhetisch und attraktiv sein können und, mehr noch, zu einer architektonischen Bereicherung der Stadt beitragen können.

Die veränderte öffentliche und politische Haltung gegenüber neuen Hochhäusern in London führte allerdings immer häufiger zu Konflikten mit dem RPG3A. Prominentestes Beispiel ist die Genehmigung von Londons höchstem, erst kürzlich vollendetem Bürohochhaus, dem Shard of London. In den Richtlinien zur RPG3A war neben den *strategic views* auch festgelegt worden, dass Hintergrundverschattungen bei künftigen Genehmigungsverfahren zu beachten seien. Obwohl klar war, dass vom Parliament Hill, einer nördlich der Innenstadt gelegenen Anhöhe aus betrachtet der Shard die Hintergrundkulisse für die St. Paul's Kathedrale bilden würde, wurde die Baugenehmigung erteilt.



Abb 4: Swiss-Re Tower; Foto: K. Zehner, 2011.

5.3. Das London View Management Framework und seine Folgen

Um die Zahl weiterer Konflikte, mit denen angesichts des zu erwartenden Baubooms gerechnet werden konnten, zu reduzieren, wurde RPG3A durch ein neues Regelwerk, das *London View Management Framework* (LVMF) abgelöst. Dieses Regelwerk entstand in einer ersten Fassung noch während der zweiten Amtszeit von Ken Livingstone im Jahre 2007. Auf den ersten Blick erschien das LVMF als ein umfassendes und akkurat erstelltes Kompendium, das der Präzisierung von schützenswerten Sichtbeziehungen dienlich sein würde. Bei genauerer Betrachtung zeigte sich jedoch, dass es die Position der Hochhausbefürworter stärken würde.

Eine entscheidende Veränderung bestand in der Reduzierung der Sichtkorridorbreiten von 440 Meter, die im RPG3A definiert worden waren, auf nunmehr 210 Meter. Durch diese Einengung entfiel die Bauhöhenbeschränkung für eine Vielzahl von Parzellen an den Flanken der Korridore, was den wirtschaftlichen Interessen ihrer Eigentümer entgegen-

genkam. Als bekanntestes Beispiel ist der Fall des Versicherungsunternehmens *Legal & General* zu nennen. Diese Firma besaß ein Grundstück am Walbrook Square, in der südlichen City. Die Parzelle lag allerdings innerhalb des im RPG3A definierten Sichtkorridors von der St. Paul's Kathedrale zum Greenwich Park, so dass der Bau eines neuen Bürogebäudes hier nicht genehmigungsfähig war. Durch die Verjüngung der Sichtkorridore auf 210 Meter rutschte das Grundstück nun aus dem zentralen Sichtkorridor in eine so genannte „wider setting consultation area“. Dort schloss das LVMG eine höhere Bebauung nicht per se aus, sondern machte sie zum Gegenstand von Verhandlungen. Das Ergebnis dieser Verhandlungen fiel erwartungsgemäß zugunsten von *Legal & General* aus, die im Juli 2007 die Genehmigung für den Bau eines neuen Bürogebäudes an der Queen Victoria Street bekamen.

5.4. Die aktuelle Situation

Die 2008 einsetzende Wirtschafts- und Finanzkrise führte zu einem kurzfristigen Einbruch der Nachfrage nach Büroflächen, so dass die Mehrzahl der Pläne für Bürohochhäuser zunächst auf Eis gelegt wurde. Zwei Hochhausprojekte allerdings wurden trotz der Krise verwirklicht. Im Herbst 2009 begannen die Bauarbeiten am Shard of London (Architekt: Renzo Piano), einem Bauwerk, dessen äußere Gestalt einer Pyramide nachempfunden wurde. Der erst kürzlich fertig gestellte Wolkenkratzer ist mit 310 Metern Europas höchstes Bürohochhaus. Ein zweiter Büroturm, der Heron Tower (Architektenbüro: Kohn Pederson Fox), entstand am nördlichen Rand des Bankenviertels. Er wurde 2011 seiner Bestimmung übergeben. Für noch voraussichtlich zwei Jahre wird der Heron Tower das höchste Gebäude in der City bleiben. Gemeinsam mit dem Swiss-Re Tower und dem Tower 42 bildet der Heron Tower die Mitte eines Clusters höherer Häuser im Bankenviertel der City, das bereits heute einen visuellen Gegenpol zur Kuppel der St. Paul's Kathedrale im Westen der City darstellt.

In absehbarer Zukunft wird dieser Kontrast noch stärker hervortreten. Vermutlich ab 2014 wird die Silhouette der Innenstadt durch drei weitere Gebäude eine nochmalige Überhöhung erfahren. Eines dieser Hochhäuser, 22-38 Bishopsgate (Architektenbüro: Kohn Pederson Fox), entsteht zurzeit im nördlichen Abschnitt von Bishopsgate (vgl. Abb. 5). Für das sich spiralförmig in die Höhe windende Bürohochhaus von fast 300 Meter Höhe hatten die Londoner schon bald nach Veröffentlichung der ersten Baupläne den Spitznamen „The Pinnacle“ (Die Zinne) kreiert. Auf einem Nachbargrundstück wurden vor ca. einem Jahr die Bauarbeiten an 122 Leadenhall Street (Architekt: Richard Rogers) aufgenommen. Aufgrund seines dreieckigen Aufrisses rief das Gebäude offenbar bei vielen Zeitgenossen die Assoziation mit einer Käseibe (Spitzname: The Cheese Grater) hervor. Ein vergleichsweise schlichtes Bürohochhaus, 100 Bishopsgate (Architektenbüro: Allies and Morrison), das dennoch eine Höhe von knapp 170 Meter erreichen wird, entsteht in unmittelbarer Nachbarschaft. Diese und weitere, bereits genehmigte Hochhausprojekte, werden das Bild der Londoner City in wenigen Jahren komplett verändert



Abb. 5: Die City of London im Jahre 2014 (Fotomontage); Quelle: Rafael Vinoly Architects 2012.

haben. Bereits im Jahre 2015, so vermutet der Londoner Wirtschaftsjournalist David Teather, wird Londons Silhouette von 18-20 architektonisch spektakulären Hochhäusern dominiert werden.³⁷ Spätestens dann wird die St. Paul's Kathedrale im Weichbild des Londoner Stadtzentrums nur noch eine untergeordnete Rolle spielen (vgl. Tab. 1).

5.5. Zukünftige Entwicklungen

In jüngerer Zeit sind häufiger Investmentgesellschaften aus dem arabischen Raum als Investoren in Erscheinung getreten. Zu ihnen zählt u.a. *Qatar Investment Authority* (QIA), der verlängerte Arm der Regierung des Scheichtums Qatar. QIA hat ca. 80 % der Baukosten des Shard finanziert. *Arab Investments Ltd.* ist der Hauptinvestor von Londons zweithöchstem Bürogebäude „The Pinnacle“. Ziel der Investmentgesellschaften aus dem Mittleren Osten ist es, die aus dem Energiesektor (Erlöse aus dem Verkauf von Erdöl und Gas) erzielten Gewinne in renditeträchtigen Immobilien anzulegen. Der Immobilienmarkt in London scheint angesichts der Wachstumsprognosen hierfür besonders geeignet zu sein. Investoren können sicher sein, dass die in ihren Häusern angebotenen Büroflächen rentabel vermietet werden. Dafür spricht auch, dass sowohl die neuen Hochhäuser als auch die Büroflächen selbst wegen ihrer Qualität vom Markt angenommen werden dürften. Hochhäuser, wie Gherkin, Shard oder Pinnacle sind Ikonen, die für jedes Unternehmen, das in einem dieser Gebäude seinen Sitz hat, einen Imagegewinn bedeuten.³⁸

37 D. Teather, London's Square Mile high club, in: The Guardian, 16.12.2006.

38 M. Kaika (s. A 29), S. 467.

6. FAZIT

Im internationalen Vergleich ist der Hochhausbau in London ein vergleichsweise junges Phänomen, das erst in den späten 1980er Jahren während der Amtszeit Margret Thatchers bedeutender wurde. Zuvor hatten strikte städtebauliche Regulierungen, die u.a. den Schutz der St. Paul's Kathedrale und den Erhalt des historischen Gebäudebestandes in der City sicherstellen sollten, den Bau höherer Häuser weitestgehend verhindert. Vor allem Ken Livingstone, der erste Bürgermeister von Londons neuer Stadtbehörde, setzte sich vehement für den Hochhausbau in London ein. Entscheidend aber war die positive öffentliche Wahrnehmung von Fosters Swiss-Re Tower, nach dessen Vollendung die Widerstände gegen den Bau weiterer Hochhäuser geringer wurden. Hervorzuheben ist, dass jedes dieser Gebäude eine herausragende architektonische Qualität besitzt und hohe Häuser nur an geeigneten Standorten entstehen dürfen. Für den Bau derartiger Gebäude kommen zum einen nur Verkehrsknotenpunkte und zum anderen Standorte außerhalb gesetzlich definierter Sichtkorridore von bedeutsamen öffentlichen Plätzen zu historisch und städtebaulich wichtigen Orten in Frage. Insgesamt betrachtet zeigt das Beispiel London, dass wirtschaftliche Interessen und Anliegen des Denkmalschutzes keineswegs unvereinbar sind und mit einem intelligenten Standortmanagement durchaus verträgliche Lösungen gefunden werden können.

Peter Payer

ZUR GESCHICHTE DER ÖFFENTLICHEN PERSONENWAAGEN IN WIEN

„Es gab nur Waagen. Nur Waagen gab es.“

Joseph Roth¹

Spaziert man heute aufmerksamen Blicks durch Wien, fällt einem sogleich die große Anzahl an öffentlichen Personenwaagen auf. Wohl in keiner anderen Großstadt ist dieses spezielle Straßenmöbel derart präsent. Mehr als einhundert Exemplare befinden sich an Straßenbahnhaltestellen und wichtigen Verkehrsknotenpunkten; und auch in zahlreichen Parks und Schwimmbädern sind sie ein wohlvertrauter Anblick, an den sich die Einheimischen längst gewöhnt haben, der aber bei Fremden und Touristen fragendes Staunen hervorruft. Leidet die „Stadt der Phäaken“ an einer Gewichtsneurose? Oder sind die Waagen schlicht Relikte aus vergangenen Zeiten, die heute mehr Denkmal- denn wirklichen Gebrauchscharakter haben?

Die Geschichte der öffentlichen Personenwaagen ist bisher erst in Ansätzen wissenschaftlich erforscht. Im deutschsprachigen Raum liegt dazu lediglich ein kleinerer Aufsatz vor,² ein Befund, der mit den folgenden Zeilen zumindest etwas verbessert werden soll.

Die erstmalige Aufstellung einer öffentlichen Personenwaage geht in Wien auf das Ende der 1880er Jahre zurück. 1887 eingeführt,³ war es die im Mai 1888 im Prater eröffnete große „Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung“, bei der das breite Publikum damit Bekanntschaft machte. Die anlässlich des 40jährigen Thronjubiläums von Kaiser Franz Joseph abgehaltene Ausstellung stellte die neuesten Erzeugnisse der österreichischen Industrie- und Gewerbeproduktion vor, darunter auch jene der renommierten Waagenfabrik C. Schember & Söhne. Die Firma hatte einen eigenen Pavillon nahe der Rotunde erhalten, bei dem die Besucher nun erstmals „automatische Waagen mit Münzeinwurf“ erproben konnten.⁴ Sehr zur Freude so mancher Witzblätter, die den zunächst noch unbe-

1 J. Roth, *Das falsche Gewicht*, Amsterdam / Köln 1990, S. 11.

2 U. Gierlinger, *Welche Dienste können Automaten leisten – oder ist es ein Vergnügen, sich zu wiegen?*, in: C. Kempf/U. Gierlinger (Hrsg.), *Wenn der Groschen fällt... Münzautomaten gestern und heute*, München 1988 (Ausstellungskatalog des Deutschen Museums), S. 105-107.

3 Vgl. *Wiener Luft*. Beiblatt zum humoristischen Wochenblatt *Figaro*, Nr. 33/1887, o.S.

4 *Katalog der Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung 1888*; hrsg. von der Ausstellungs-Commission, Wien 1888, S. 96 u. 269.

holfenen Gebrauch des neuen Apparates lustvoll karikierten. Denn Zweck und Bedienung desselben mussten erst erlernt werden: „Bauer (zum Sicherheitswachmann): I bitt', i muß mich beschwer'n, i hab' da drei Kreuzer einithan und 's kommt ka Schokolat' außa.“⁵

Das Zeitalter der Münzautomaten war angebrochen, hatte Einzug gehalten in die öffentlichen und halböffentlichen Räume der Großstädte, zunächst in den USA und sodann auch in Europa. Hier war es die deutsche Firma Stollwerk, die ihre Schokoladeprodukte erstmals nach amerikanischem Vorbild in Automaten anbot – mit sofortigem Erfolg weit über die Grenzen des Landes hinaus. Andere Anbieter folgten und mit ihnen eine breite Palette an Produkten und Dienstleistungen, die man künftig über Münzautomaten bezog: von Postkarten und Rasierklingen über Spiele und Unterhaltungsmusik bis hin zu Telefongesprächen.⁶ Auch eigene Automatenrestaurants wurden ins Leben gerufen, in Paris, Berlin und München genauso wie in Wien, wo sie etwa am Praterstern und in der Mariahilfer Straße situiert waren.⁷

Voraussetzung für all dies war eine technisch einwandfrei funktionierende Münzprüfung. Diese war um 1891 bereits soweit verfeinert, dass Gewicht, Durchmesser, Dicke, Härte, Prägung und Ränderung der eingeworfenen Münzen exakt kontrolliert werden konnten. Damit war die ständige Betreuung der Automaten überflüssig, der Verkäufer sparte Personal und konnte seine Waren zudem Tag und Nacht anbieten. Das ideale Medium für die urbane Massengesellschaft war geboren: schnell, anonym und jederzeit verfügbar.

Die Personenwaage gehörte zur Generation der ersten Münzautomaten. Schon ab 1886 wurden Patente dafür eingereicht, in den folgenden Jahren kamen sie in zahlreichen



Abb. 1: Karikatur, 1888 (© Sammlung P. Payer).

5 Wiener Luft. Beiblatt zum humoristischen Wochenblatt Figaro, Nr. 39/1888, o.S.; vgl. auch ebda., Nr. 31/1888, o.S. sowie Glühlichter. Humoristisch-satirisches Arbeiterblatt, Nr. 15/1890, 4.

6 Zur Geschichte der Münzautomaten vgl. C. Kempf/U. Gierlinger (s. A 2); F. Haberbosch, Schöne, alte Automaten. Waren-, Spiel- und Unterhaltungsautomaten, Augsburg 1994; W. Hornbostel/N. Jockel (Hrsg.), Automatenwelten. Freizeitzeugen des Jahrhunderts, München/New York 1998.

7 C. Kempf/U. Gierlinger (s. A 2), S. 18 f.; R. Pohanka, Wenn du brav bist ...!, in: Die Sinalco Epoche. Essen, Trinken, Konsumieren nach 1945, Wien 2005 (Ausstellungskatalog des Wien Museums), S. 32.

europäischen Großstädten zur Aufstellung.⁸ In Wien gab es, wie uns Lehmann's Branchenverzeichnis mitteilt,⁹ mehrere kleinere und größere Erzeuger für „selbstthätige Waagen zum Selbstwiegen durch Einwurf einer Münze“: die Firmen Rudolf Schwarz in Wien-Landstraße und Anton Eichler in Wien-Favoriten sowie die Pionierfirma C. Schember & Söhne. Diese war bereits 1852 gegründet worden und zu einer der führenden Waagenfabriken Europas aufgestiegen. Man erzeugte Waagen aller Größen: von der kleinsten Präzisionswaage über Brückenwaagen bis zu Lokomotivwaagen schwersten Kalibers. Das Fabrikgelände befand sich in Wien-Atzgersdorf; um 1900 unterhielt man Dependancen in Budapest, Prag, Triest und Sarajewo. Der Titel „k.u.k. Hoflieferant“ würdigte die Verdienste und Leistungsfähigkeit des Unternehmens, das sich nun auch auf dem Sektor der automatischen Personenwaagen profilierte.¹⁰

Die ersten Modelle bestanden aus einem Podest, das mit einem kastenförmigen Metallkorpus verbunden war, der seinerseits den Einwurfschlitzen für die Münzen und – in Augenhöhe und hinter Glas – eine kreisrunde Anzeige mit Kilogramm-Skala und Zeiger aufwies. Auf einem Aufsatz darüber war die Gebrauchsanweisung mit den Schlüsselworten „Automatische Waage“ und „3 Kreuzer“ zu lesen. Spätere Modelle, von denen etwa das Technische Museum Wien ein rares Exemplar besitzt,¹¹ weisen eine waagrechte Skala und als Besonderheit einen Spiegel auf.

Letzteres ist ein Hinweis auf den Gebrauch des neuen Geräts, das vor allem der Selbstvergewisserung diene. Anders als heute, war die Überprüfung des eigenen Gewichts um 1900 noch weit weniger schambesetzt. Es überwog die Neugier, die Faszination, auf einfache und billige Weise sein Körpergewicht erfahren zu können. Das Wiegen geriet zum öffentlichen Ereignis, bei dem die betreffende Person ihr Aussehen auch visuell überprüfen konnte.

So war der Wiener Prater mit seinem Naheverhältnis zu Schaustellern und Unterhaltungskünstlern durchaus stimmig als jenes Milieu, aus dem die öffentliche Personenwaage hervorging. Diese war denn auch weiterhin ein Thema der satirischen Publizistik, die sich etwa darüber lustig machte, dass eine damals prominente Frau „durch das grausame Urteil der automatischen Waage alljährlich nach Marienbad verbannt wird.“¹²

In der Zwischenkriegszeit setzte sich der Automatenboom ungehindert fort und die öffentlichen Waagen begannen sich im Stadtraum zu verbreiten. Neue Anbieter kamen hinzu, wie die alt eingessene Wiener Waagenfabrik J. Florenz, vor allem aber das nie-

8 U. Gierlinger, Welche Dienste können Automaten leisten – oder ist es ein Vergnügen, sich zu wiegen?, in: C. Kempf/U. Gierlinger (s. A 2), S. 105-107.

9 Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger. Nebst Handels- und Gewerbe-Adreßbuch für die k.k. Reichshaupt und Residenzstadt Wien und Umgebung, Wien 1889, 1807; ebda., Wien 1890, 1826; ebda., Wien 1900, Bd. 1, 1319-1320.

10 Zur Firmengeschichte vgl. E. Kurzel-Runtscheiner, 100 Jahre Schemberwaagen 1852-1952, Wien 1952.

11 Schember Personenwaage, Modell: F.No.34872, hergestellt vor 1910 (Inv.nr. 19184).

12 E.M. Engel (Hrsg.), Unser Wien, Wien o.J. (um 1900), S. 142.



Abb. 2: Karikatur, um 1900
(© Sammlung P. Payer).

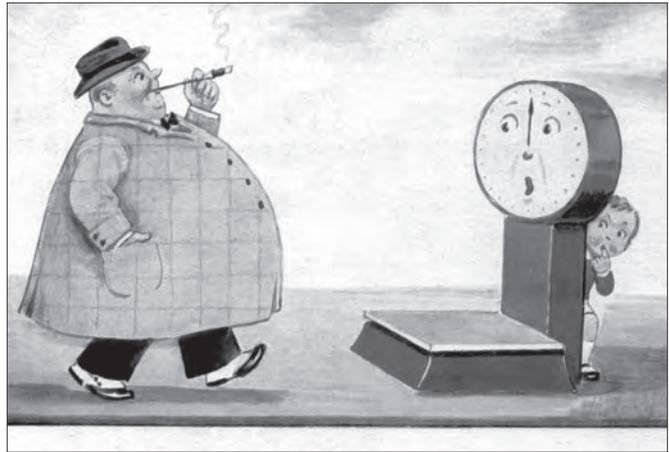


Abb. 3: Scherzkarte, 1930er Jahre (© Sammlung P. Payer).

derländische Unternehmen Van Berkel. 1898 vom Fleischermeister Wilhelmus Adrianus van Berkel in Rotterdam gegründet und ursprünglich auf die Erzeugung von Aufschnittmaschinen spezialisiert, hatte sich die weltweit tätige Firma auch auf dem Gebiet der Präzisionswaagen einen Namen gemacht. 1927 eröffnete man an der Erdberger Lände in Wien-Landstraße eine eigene Fabrik, in der künftig auch öffentliche Personenwaagen produziert wurden.¹³

Genau Standortverzeichnisse und Verkaufszahlen der jeweiligen Firmen sind leider nicht bekannt. Fest steht jedoch, dass der Vorgang der öffentlichen Gewichtskontrolle weiter an Bedeutung gewann. Dabei war es nunmehr weniger das Vergnügen, das im Mittelpunkt stand, denn die moderne Zurichtung des Körpers unter ästhetischen, gesundheitlichen und zweckrationalen Gesichtspunkten. Der prüfende Blick auf sich selbst wurde für Frauen wie für Männer zur Gewohnheit. Modebewusstsein, moderne Körper- und Schönheitspflege begannen den Alltag der Menschen zu bestimmen. Praktiken des „Bodymanagements“ entwickelten sich zum Massenphänomen.¹⁴ Schlankheit geriet zum Körperideal, das im als besonders genußfreudig geltenden Wien nicht gerade einfach zu verwirklichen war. Augenzwinkernd empfahl denn auch der renommierte Jour-

¹³ Dies fand die Kulturwissenschaftlerin Andrea Traxler bei ihren Recherchen zur Firmengeschichte heraus. Sie kennt auch einige der Standorte, die damals mit Waagen bestückt wurden, wie die Einfriedung zum Volksgarten nahe dem Burgtheater (1922) oder den Viktor-Adler-Markt (1930); vgl. A. Traxler, Wos wiegt, des hot's, in: Wiener Zeitung/Extra, 30./31.08.2002, S. 5; vgl. auch Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger (s. A 9), Wien 1930, Bd. 2, S. 580.

¹⁴ Vgl. S. Breuss, Inszenierungen des modernen Körpers. Mode, Konsum und Geschlecht um 1930, in: W. Kos (Hrsg.), Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930, Wien 2010 (Ausstellungskatalog des Wien Museums), S. 168-176.

nalist und Schriftsteller Ludwig Hirschfeld in einem populären Wienführer den Besuchern der Stadt: „Iß gut und bleib schlank – wenn du kannst.“¹⁵

Nicht zufällig verbreiteten sich auch in jenen Jahren zahlreiche Scherzkarten, die beliebte Menschen in witzigen Situationen auf einer öffentlichen Waage zeigen, darunter nicht selten Frauen, die Hauptzielgruppe der Schlankheitsideologie.

Kommunale Gesundheitsvorsorge, schon im „Roten Wien“ der Zwischenkriegszeit ein wesentliches Standbein moderner Stadtpolitik, blieb auch nach 1945 aktuell. Insbesondere als die ärgste Nachkriegsnot überwunden war und sich die Wohlstands- und Konsumgesellschaft mit all ihren Nebenwirkungen zu etablieren begann. Aufklärungskampagnen thematisierten die Zunahme des Alkoholkonsums und des Rauchens – und die mittlerweile allzu häufigen Gewichtsprobleme, die bald am lautesten beklagt wurden.

So setzte denn auch in den 1950er Jahren – parallel zu einem weiteren Boom an Münzautomaten (der erste PEZ-Automat war 1956 am Westbahnhof aufgestellt worden) – die eigentliche Blütezeit der öffentlichen Personenwaagen ein. Dominierend dabei waren die Erzeugnisse der Firma Berkel, deren Wiener Fabriksgelände durch die Kriegswirren zwar heftig in Mitleidenschaft gezogen worden war, die als Lieferant von Qualitätsprodukten jedoch weiterhin geschätzt wurde.

Zum Klassiker wurde dabei das Modell „Schnellwaage 24000 MI“, das auch heute noch am weitesten verbreitet ist. In der auffälligen Farbe rot gehalten, bestach es durch sein gleichermaßen reduziertes wie elegantes Design: Ganz oben wies ein Pfeil – auffordernd und charmant – zum auf der rechten Seite markant abstehenden Einwurfschlitz hin. Die runde Anzeigenskala hatte eine ausgeschnittene Öffnung, die den Blick auf das technische Innenleben des mechanischen Wunderwerkes preisgab. Voll Staunen konnte man so die elegante Bewegung metallener Scheiben und deren Kraftübertragung auf den Zeiger mitverfolgen, unmissverständlich und unbestechlich. Ein kleiner Haken am Sockel (heute meist abmontiert) diente der Ablage von Taschen und Kleidungsstücken.

Neben dem Berkelmodell waren die Waagen der Firma Schember stark vertreten. Sie wiesen eine waagrechte Messskala auf sowie die deutlich sichtbare Aufschrift: „Im Interesse Ihrer Gesundheit prüfen Sie oft Ihr Gewicht!“ oder bisweilen auch nur kurz und prägnant: „Prüfe Dein Gewicht!“. Regelmäßige Kontrolle desselben sollte für die Wiener Bevölkerung nunmehr zur Selbstverständlichkeit gehören. An den Waagen angebrachte Schildchen gaben zudem Auskunft über das Idealgewicht je nach Geschlecht und Körpergröße. Der Preis für die exakte Eruierung der eigenen Kilogramme betrug Mitte der 1950er Jahre zehn Groschen.

Vereinzelt kamen aber auch schon völlig neuartige Waagenmodelle zum Einsatz, etwa im Stadtpark. Sie zeigten das Gewicht nicht mehr auf einer Skala, sondern auf einem klei-

15 L. Hirschfeld, Wien. Was nicht im Baedeker steht, München 1927, S. 12.



Abb. 4 und 5: Wiener Stadtpark, 1954 (Wiener Stadt- und Landesarchiv, Fotosammlung, media wien).

nen, ausgedruckten Kärtchen an, gleichsam zum Mitnehmen in der Manteltasche.¹⁶ Sukzessive hatte eine Veränderung der Schamgrenzen stattgefunden. Eine öffentliche, für alle Passanten sichtbare Gewichtsanzeige galt zunehmend als unzeitgemäß. Sie war immer privater und intimer geworden.

Dies zeigte sich insbesondere in den 1970er Jahren, als das Geschäft mit den öffentlichen Personenwaagen in die Krise kam und sich ihre Anzahl rasch reduzierte. Die Nachfrage ging deutlich zurück. Die regelmäßige Kontrolle des Körpergewichts hatte sich endgültig in den privaten Bereich verlagert, auf den Gebrauch von Haushaltswaagen im eigenen Badezimmer.

1978 stellte Berkel die Produktion der Personenwaagen ein. Die aufgestellten Modelle, in Wien und im übrigen Österreich lange Zeit von der niederösterreichischen Firma Szupper betrieben, gingen Ende der 1980er Jahre an den Familienbetrieb von Andreas und Karin Popp im burgenländischen Pinkafeld über. Sie erwarben beinahe den kompletten Restbestand der Berkel-Waagen und wurden somit zum Quasi-Monopolisten in Wien. Ersatzteile gibt es zwar keine mehr, sie werden aber vom gelernten Schlosser mittlerweile selbst angefertigt. Zwar wurde der Anstrich im Laufe der Jahre adaptiert – heute herrschen die Farben gold, silber und grün vor – und auch der Unterbau wurde verstärkt,

16 Zu vergleichbaren deutschen Modellen vgl. *F Haberbosch* (s. A 6), S. 204 f.

so dass sich das Gesamtgewicht von 70 auf 80 Kilogramm erhöhte, dennoch zeichnen sich die Automaten nach wie vor durch ihre Kombination aus Formschönheit und Robustheit aus. Als „Rolls Royce unter den Personenwaagen“, so Popp, seien sie einfach unvergleichlich: ein präzises Qualitätsprodukt, das rein mechanisch funktioniere und daher überall einsetzbar sei. Bisweilen habe man zwar unter Vandalismus zu leiden, doch im Prinzip seien sie äußerst widerstandsfähig.¹⁷

Auch die im Zuge der Euro-Umstellung adaptierte Benützungsg Gebühr von 1 Schilling auf 20 Cent erfolgte problemlos. Dass gerade diese Modelle in Wien überlebten, hat aber auch mit einer anderen wichtigen Eigenschaft der Waagen zu tun. Sie sind, wie es der Wiener Historiker Anton Holzer einmal ausdrückte, „Stadtmöbel mit Hindernischarakter“, die zum Innehalten einladen,

zum kurzen Verweilen in der Hektik des großstädtischen Alltags.¹⁸ Als Widerhaken im beschleunigt zirkulierenden Strom der Massen üben sie eine wohlthuend retardierende Wirkung aus.

In Betrieb gesetzt werden sie heute denn auch meist aus Gründen des Vergnügens und Zeitvertreibs: von staunenden Touristen, von Eltern mit Kleinkindern oder von übermütigen Jugendlichen, die herauszufinden versuchen, wie viele Personen eine Waage denn auf ein Mal zu bewältigen imstande ist.

Als technische Kleindenkmäler sind die Personenwaagen zu kuriosen Wahrzeichen der Stadt avanciert.¹⁹ Als „tolles Fotomotiv“, so eine Wienbesucherin im Internet, wirken sie einfach „recht stylisch“ und „ziemlich retro“.²⁰ Was könnte man Treffenderes über Wien sagen?



Abb. 6: Berkel-Waage am Parkring, 2012
(© Sammlung P. Payer).

17 Interview mit Andreas Popp am 31.01.2012; vgl. dazu auch Bezirksjournal Brigittenau, Nr. 11/1998, S. 56.

18 A. Holzer, Stadtmöbel mit Hindernischarakter, in: Die Presse/Spectrum, 19.02.2002, II.

19 Vgl. dazu auch M. Wassermeier/L. Wieselberg, Was wiegt, des hat's, in: Der Falter. Stadtzeitung Wien, Nr. 29/1996, S. 61; Popp'scher Kampf gegen die Fadesse, in: Der Standard, 23.01.2009, S. 10.

20 Vgl. www.yelp.at/biz/waagen-wien (31.01.2012).

AUTORINNEN/AUTOREN

Prof. Dr. Harald Bodenschatz

Architektursoziologe und Stadtplaner; Center for Metropolitan Studies (CMS) an der TU Berlin; Mitglied AIV, BDA, CEU, CNU, DASL, DWB, GSU, IPHS, SRL, ULI; zahlreiche Veröffentlichungen zu Geschichte, Gegenwart und Zukunft von Städtebau und Stadtplanung; Mitglied des wissenschaftlichen Kuratoriums und Redaktionsmitglied bei Forum Stadt.

Prof. Dr. Max Welch Guerra

Lehrstuhl Raumplanung und Raumforschung am Institut für Europäische Urbanistik, Bauhaus-Universität Weimar; stellv. Direktor des Bauhaus-Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur und der Planung; Schwerpunkte: Geschichte und Politik der räumlichen Planung in Europa seit dem 20. Jahrhundert.

PD Dr. phil. Steffen Krämer

Studium der Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie, Philosophie und Vor- und Frühgeschichte. Wissenschaftliche Lehrtätigkeiten an den Universitäten in München, Karlsruhe, Trier und Salzburg und an der Hochschule für Gestaltung, Karlsruhe. Forschungsschwerpunkte mit zahlreichen Publikationen zur mittelalterlichen Baukunst, zur Architektur bzw. Architekturtheorie und zum Städte- und Siedlungsbau vom 19. bis zum 21. Jahrhundert.

Prof. Dr. Harald A. Mieg

Professur für Mensch-Umwelt-Beziehungen an der ETH Zürich von 1998 bis 2004; danach Inhaber der Hans-Sauer-Stiftungsgastprofessur für Metropolen- und Innovationsforschung der Humboldt-Universität zu Berlin. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte: Effekte von Innovationen auf nachhaltige Stadtentwicklung, Professionalisierung, Inter- und Transdisziplinarität, Verantwortungsprozesse.

Dipl.-Ing. Heike Oevermann

Studium der Architektur an der TU Braunschweig und der ETSA Sevilla; in ihrem derzeitigen DFG-Forschungsprojekt am Georg Simmel Zentrum, Humboldt Universität zu Berlin untersucht sie auf europäischer Ebene Transformationsprozesse umzunutzender Industrieareale, die durch Kulturerbe und Kreativwirtschaft realisiert werden.

MMag. Dr. Peter Payer

Historiker und Stadtforscher; Leiter des Sammlungsbereichs „Alltag und Umwelt“ im Technischen Museum Wien. Arbeitet seit Beginn der 1990er Jahre als Wissenschaftler, Publizist und Ausstellungskurator im Schnittbereich von Stadt-, Alltags- und Sinnesgeschichte. Zahlreiche Publikationen und Fachartikel. Arbeit an einem Forschungsprojekt „Der Klang der Großstadt“

Prof. Thomas Will

Professor für Denkmalpflege und Entwerfen an der TU Dresden; Initiator des Masterstudienganges Denkmalpflege und Stadtentwicklung; Mitarbeit bei ICOMOS, im Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz, im Arbeitskreis Theorie und Lehre der Denkmalpflege und im Landesdenkmalrat Sachsen. Forschung und Publikationen zu Architektur und Stadtentwicklung der Moderne, Bewältigung kultureller und technischer Modernisierungsprozesse im Umgang mit baulichem Erbe.

Prof. Dr. Klaus Zehner

Geographisches Institut der Universität zu Köln; Arbeitsgebiete und Forschungsschwerpunkte: Großbritannien (Wirtschaft, Stadtentwicklung, Planung), Geographische Handelsforschung und Stadtgeographie. Dazu zahlreiche Publikationen, u.a. zusammen mit Gerald Woods „Großbritannien. Geographie eines europäischen Nachbarn“.

FORUM

Heike Oevermann/Harald A. Mieg

STÄDTISCHE TRANSFORMATIONEN ERFORSCHEN

Die Diskursanalyse im Bereich Denkmalschutz und Stadtentwicklung

Aufgelassene Industrieareale und ihre historischen Architekturen sind seit einigen Jahrzehnten eine der großen Herausforderungen für den Denkmalschutz sowie für die Entwicklung, Planung und Gestaltung von Stadt. Dabei kommt es zu Konflikten zwischen unterschiedlichen Konzepten und Zielen im Umgang mit dem industriellen Erbe. Unsere Annahme ist erstens, dass Konzepte und Ziele verschiedener Akteursgruppen – sowie deren inhärenten Grundannahmen und Werte – sozialwissenschaftlich gefasst und als Diskurse begriffen werden können. Diskurse treffen demnach in der planerischen Praxis aufeinander und wirken in ihrer konflikthaltigen Konstellation in die Praxis hinein. Unsere Annahme ist zweitens, dass Konflikte um Ziele bzw. Konflikte infolge differenzierender Konzepte letztlich von unterschiedlichen Wertsetzungen herrühren.

Unser Artikel befasst sich mit der Frage, ob und wie die Konflikte der planerischen Praxis mit Hilfe eines sozialwissenschaftlichen Analyseinstrumentes – der Diskursanalyse – sinnvoll untersucht werden können. Unser Beispiel sind die Transformationsprozesse der Zeche Zollverein. Es wird erkennbar, dass es zwischen Diskursen vermittelnde Werte gibt, etwa die architektonische und städtebauliche Qualität, mit denen Konflikte bearbeitet werden. Zudem scheinen sich Diskurse angesichts neuer Herausforderungen zu assimilieren, indem sie eigene Teildiskurse mit speziellen Wertsetzungen entwickeln.

Ein Beispiel, an welchem unterschiedliche Diskurs-Konstellationen erkennbar sind, ist die Transformation von Zeche Zollverein, Essen, die

seit 1986 (Kokerei seit 1993) stillgelegt ist. Während in den 1980er und 1990er Jahren noch diskutiert wurde, was von der Zeche einen Denkmalwert aufweist, ist die erhaltene Substanz aller Schachtstandorte, wie der Kokerei seit 2000, Denkmal und seit 2001 Schacht 1/2/8, Schacht 12 und die Kokerei UNESCO Welterbe. Auf Zollverein sind Anfang der 1990er Jahre künstlerische Interventionen erfolgt sowie eine kultur- und kreativwirtschaftliche Nachnutzung beschlossen worden. Zollverein war Projekt der IBA Essener Park. Gleichzeitig wies (und weist) der Standort im Essener Norden soziale und ökonomische Strukturdefizite auf, denen nach wie vor durch die Entwicklung von Zeche Zollverein als Wirtschaftsstandort begegnet werden soll. Mehrere Pritzkerpreisträger der Architektur, Norman Foster, SANAA und OMA (Rem Koolhaas) haben Umbau bzw. Neubauvorhaben auf Zollverein durchgeführt. Nach der Eröffnung des „red dot design museums“ (1997) und des „Ruhr Museums“ (2010) wird nun mit dem Fachbereich Gestaltung der Folkwang Universität eine weitere öffentliche Institution auf dem Gelände angesiedelt.

Im Folgenden wird zuerst unser Ansatz der Diskursanalyse vorgestellt (1); sodann erfolgt eine Vorstellung der Diskurse im Fall von Zollverein (2), und abschliessend werden einige der Ergebnisse erläutert und diskutiert (3).

1. Diskursanalyse im Bereich Denkmalschutz und Stadtentwicklung

Der Ansatz der Diskursanalyse führt im Wesentlichen auf die Arbeiten von Michel Fou-



Abb. 1:
Weltkulturerbe Zollverein;
Modell der Zeche und der
Kokerei; Foto: H. Overmann.

cault zurück,¹ der historische Diskurslinien aufgezeigt hat. Das theoretische Fundament unserer Studie liegt in Ansätzen zur Strukturdifferenzierung und Kommunikation in modernen Gesellschaften, wie sie unter anderem von Nikolas Luhmann vertreten wurden.² Wir befinden uns heute in einer offenen, struktur-differenzierten Gesellschaft, das heißt in einer Gesellschaft, die aus unterschiedlichen Teilgruppen besteht und die in einem dynamischen Verhältnis zueinander stehen. Jede dieser Teilgruppen formiert sich maßgeblich durch Kommunikation, Praxen und ihren Manifestationen, die durch spezifische Bewertungszusammenhänge verbunden sind. Schaut man heute zum Beispiel auf die unterschiedlichen Formen von Urban Governance oder auf die verschiedenen Beteiligungsformen an Entscheidungs- und Planungsprozessen und ihren Konflikten, bis hin zu „Stuttgart 21“, wird diese Diskurskonfliktgefahr einer offenen Gesellschaft sichtbar.

Betrachtet man den Bereich des Denkmalschutzes, sind dort erste Hinweise auf die Notwendigkeit diskursanalytischer Forschungsansätze in Folge der Erweiterung des Denkmalsbegriffs for-

muliert worden. So hat die Auseinandersetzung mit dem Industriedenkmal Grundannahmen, Konzepte, Werte und Ziele des Diskurses neu justiert, wie die umfassende wissenschaftliche Aufarbeitung der „Denkmale des Industriezeitalters“ im Rückblick zeigt.³ In dem Kontext der Industriedenkmale wurden u.a. Diskurskonstellationen zwischen Denkmalschutz und Umweltschutz bzw. nachhaltiger Entwicklung gebildet und reflektiert.⁴ Es ist vermehrt ins Bewusstsein gerückt, dass Diskurskonstellationen auch in der planerischen und denkmalpflegerischen Praxis von Einfluss sind. Erste diskursanalytische Untersuchungen planerischer Praxis liegen vor.⁵ Dabei ist

3 Vgl. A. Kierdorf/U. Hassler, *Denkmale des Industriezeitalters. Von der Geschichte des Umgangs mit der Industriekultur*, Tübingen 2000.

4 Vgl. M. Petzet/U. Hassler (Hrsg.), *Das Denkmal als Altlast? Auf dem Weg in die Reparaturgesellschaft*, München 1996; M. Wohlleben (Hrsg.), *Fremd, vertraut oder anders? Beiträge zu einem denkmaltheoretischen Diskurs*, München 2009; M. Wohlleben/H.-R. Meier (Hrsg.), *Nachhaltigkeit und Denkmalpflege. Beiträge zu einer Kultur der Umsicht*, Zürich 2003; G. Mörsch, *Thesen zur Nachhaltigkeit denkmalpflegerischer Ziel und Maßnahmen*, in: M. Wohlleben/H.-R. Meier, ebda. S. 139-144.

5 Vgl. S. Hauser, *Metamorphosen des Abfalls. Konzepte für alte Industriearale*, Frankfurt a.M. 2001; M. Falser, *Zwischen Identität und Authentizität*.

1 M. Foucault, *Überwachen und Strafen*, Frankfurt a.M. 1977; *ders.*, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M. 1981

2 N. Luhmann, *Soziale Systeme*, Frankfurt a.M. 1987.



Abb. 2: Diskursanalyse, schematisch; Quelle: M.A. Mieg/H. Oevermann.

insbesondere auf die Arbeit von Susanne Hauser zu verweisen, in der Strategien der letzten fünfzig Jahre im Umgang mit dem industriellen Erbe anhand diskursiver Prozesse analysiert werden.

Die Diskursanalyse der planerischen Praxis am Fall Zollverein hat mit einer Diskurskonstellation zu tun, die spezifisch für Transformationsprozesse von historischen Industriearalen und Bauten ist. Für andere Aufgaben des Denkmalschutzes bzw. der Stadtentwicklung wären analog andere Diskurskonstellationen zu benennen. Die Diskurse, die im Fall Zollverein Berücksichtigung finden, sind:

- Erstens der Diskurs Denkmalschutz bzw. der Denkmalpflege, der maßgeblichen Einfluss auf die grundlegenden Transformationsentscheidungen gegen Abriss und für Erhaltung hat.
- Zweites ist hier der Diskurs der Stadtentwick-

lung zu nennen, mit dem Ziel, die Areale ökonomisch vorteilhaft und für die Menschen der Stadt zu entwickeln.

- Drittens ist spätestens mit dem Aufkommen der „creative city“⁶ und der „creative class“⁷ der Diskurs der Kreativwirtschaft bzw. der creative industries als neue Nutzergruppe relevant.
- Schließlich ist der Diskurs der Architekturproduktion zu nennen, deren Akteure Ort und Bauaufgabe interpretieren und den vorgefundenen Raum in eine neue Formen überführen.

Abbildung 2 zeigt unser Schema der Diskursanalyse mit Bezug auf die Transformationsprozesse historischer Industriearale. Wir gehen davon aus, dass die Diskurse an spezifische epistemische Systeme rückgebunden sind. Epistemische Systeme

6 Vgl. Ch. Landry, *The creative City*, London 2000.

7 Vgl. R. Florida, *The rise of the creative class*, New York 2002.

Zur politischen Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland, Dresden 2008.

me definieren sich durch ihre jeweiligen Grundannahmen, genutzten Konzepte sowie die Werte bzw. Wertsetzungen und den daraus abgeleiteten Zielen. Dabei gilt:

1. *Grundannahmen* sind die Annahmen, die den ‚roten Faden‘ für die Konzepte, Ziele und Wertsetzungen bilden, z.B. „Bauten sind erhaltungswürdig als Zeugnisse der Vergangenheit“. Sie sind die zentralen Aussagen jedes Diskurses.
2. *Konzepte*, z.B. „Erhaltung durch Umnutzung“, bilden die begriffliche Infrastruktur innerhalb jedes Diskurses. „Infrastruktur“ ist hier im Sinne des „Dispositiv“ (Foucault) verwendet. Im Dispositiv wird der Diskurs institutionalisiert, materialisiert und entfaltet. Der Diskurs zeigt hier, wie stark oder weniger stark er in einem gesellschaftlichen Feld, z.B. beim Umgang mit historischer Industriearchitektur, regulativ wirkt und manifestiert wird.
3. *Werte bzw. Wertsetzungen*, z.B. „Authentizität“ sind die Letztbegründungen für die Grundannahmen und für die Wahl der Konzepte. D.h. sie verleihen der vorhandenen Substanz einen spezifischen Wert. Grundannahmen, Konzepte und Ziele werden implizit und/oder explizit durch die Wertsetzungen bestimmt.
4. *Ziele* formulieren was zukünftig werden soll, z.B. „Historische Industriearchitektur als Standort der Kreativwirtschaft“. Sie sind eine wichtige Kategorie, um einem Diskurs Möglichkeiten der Durchsetzung zu verschaffen. Sie enthalten Grundannahmen und Werte und bestätigen diese für die Zukunft.⁸

Nach der Herausarbeitung dieser Kategorien werden dieselben für die Beschreibung der Diskurse bzw. Teildiskurse genutzt sowie für die Analyse der Fallbeispiele. Diese besteht aus Dokumenten- und Interviewanalysen. Hier werden die vermittelnden Wertsetzungen der planerischen Praxis herausgearbeitet. Die Einzelergebnisse werden

im Hinblick auf die vermittelnden Wertsetzungen und die Erkenntnisse über die Assimilationen von Diskurse verbunden und als Gesamtergebnis zusammengefasst.

2. Die Diskurse: Denkmalschutz, Stadtentwicklung, Kreativwirtschaft und Architekturproduktion

Nachfolgende Tabellen geben einen Überblick über die einzelnen Diskurse mit ihren Grundannahmen, Konzepten, Werten und Zielen. Dabei wird zwischen Kerndiskursen und Teildiskursen unterschieden. Letztere bilden die internen Konflikte ab, die aufgrund neuer Herausforderungen und Aufgaben entstanden sind und mit Hilfe dieser Anpassungsleistungen der jeweiligen Diskurse bearbeitet wurden. Der Übersichtlichkeit halber sind nur die für diesen Beitrag relevanten Diskurslinien aufgezeigt. Der „Diskurs Denkmalschutz“ ist hier mit dem „Diskurs Welterbe“ gemeinsam dargestellt, da im Beispiel Zeche Zollverein diese besondere Auszeichnung gegeben ist.

Betrachtet man den ersten Kerndiskurs, bedeutet dies, dass der Denkmalschutz auf eine Erhaltung der historischen Substanz als Zeugnis der Vergangenheit zielt. Das Zeugnis der Vergangenheit wird durch eine historische Analyse der technischen und architektonischen bzw. städtebaulichen Hinterlassenschaften definiert. Entscheidungen über einen denkmalverträglichen Umgang mit dem Erbe basieren auf den Wertsetzungen: Authentizität, Integrität und Reversibilität der baulichen Eingriffe. In den Ursprungsdokumenten Charta von Venedig (1964) und Welterbekonvention (1972) wird zudem deutlich, dass eine Nutzung gewünscht ist, diese aber dem Anliegen der Erhaltung als Denkmal untergeordnet ist. Industrielle Denkmale stellen hier eine neue Herausforderung dar, die insbesondere mit der Nutzung und Entwicklung des Denkmals verbunden sind. Das Industriedenkmal muss überhaupt erst einmal zugänglich gemacht werden. Die materielle Substanz braucht andauernde Pflege und Reparaturen oder baukonstruktive Eingriffe, um nicht schnell zu verrotten. Eine Akzeptanz des Erhaltungsanspruchs muss bei Bevölkerung, Politik und Experten geschaffen werden und die Men-

8 Vgl. u.a. B. Kercher/S. Schneider, Foucault. Diskursanalyse der Politik, Wiesbaden 2006; R. Keller, Diskursforschung, Wiesbaden 2007.

schen im Stadtteil benötigen neue Arbeitsplätze. Daher kann eine Umnutzung dieser hochspezifischen räumlichen und baulichen Substanz selten ohne Verletzungen von historischer Authentizität und Integrität realisiert werden. Diese Spannung innerhalb des Diskurses wird durch das Konzept der denkmalverträglichen Nutzung bzw. Entwick-

lung gelöst, die sicherstellen soll, dass jede Nutzung bzw. Entwicklung im Sinne der Erhaltung des Denkmals als historisches Dokument konzipiert und realisiert wird.

Der „Diskurs der Stadtentwicklung“ zielt im Kern auf eine wirtschaftliche Entwicklung und auf eine lebenswerte Gestaltung der Stadt für die

	Grundannahmen	Konzepte	Werte	Ziele
Kerndiskurs: Denkmalschutz	Bauten und bauliche Ensembles / Denkmalsbereiche sind erhaltenswürdig als Kunstwerke und Zeugnisse der Vergangenheit.	<i>u.a.</i> - Gesetzgebung / Chartas - Institutionen: ICOMOS / DNK - bauhistorische Analyse - Denkmallisten - Genehmigungsverfahren/ Denkmalämter	- Erhaltung - Authentizität - Integrität - Reversibilität der Eingriffe - Wissen - Charakter	- Schutz / Erhaltung - Konservierung/ Eingriffe minimieren - Pflege - Erforschung
Kerndiskurs: Weiterbe	Das kulturelle Erbe der Menschheit ist zu erfassen und zu schützen.	<i>u.a.</i> - Gesetzgebung / Chartas / Erbeprogramme - UNESCO / ICOMOS / DNK - Denkmalschutz - historische Analyse - management plan - best practice - monitoring	- Authentizität - Integrität - Reversibilität der Eingriffe - Wissen - Einzigartigkeit	- Schutz / Erhaltung - Konservierung / Eingriffe minimieren - Pflege - Erforschung - behutsame Nutzung
Teildiskurs: Industrielles Erbe	Industriebauten sind Träger von Information. Industriebauten /-areale sind erhaltungswürdig als besondere Bauten, Orte und Wahrzeichen. Industriebauten sind eine materielle Ressource, die nutzbar gemacht werden kann.	<i>u.a.</i> - Erhaltung und Musealisierung - Erhaltung und Umnutzung - Erhaltung durch Reparatur	- sozial-, wirtschafts-, technikgeschichtliche Bedeutung - Zugänglichkeit - denkmalverträgliche Entwicklung	- Erhaltung - Information / Wissen erlebbar machen - behutsame Nutzung und Veränderung

Tab. 1: Diskurs Denkmalschutz Welterbe.

	Grundannahmen	Konzepte	Werte	Ziele
Kerndiskurs: Stadtentwicklung	Die räumlich-bauliche Transformation der Stadt für die Menschen zu gestalten und ökonomisch vorteilhaft zu steuern.	<i>u.a.</i> - gesetzliche Planungsverfahren - (statistische) Daten / Monitoring - Leitbilder - Koordination - Masterplan - Genehmigung - Koordination	- ökonomische Werte - Innovation - Lebensqualität - Visionen - Image	- Entwicklung - Verwertung / Prosperität - Planung - Steuerung/ Kontrolle - Interessensausgleich - bauliche Realisierung
Teildiskurs: aufgelassene Industriearale	Umzunutzende Industrie-Areale sind eine große Herausforderung für die Stadtentwicklung, aber sie haben das Potenzial, neuen Nutzungen, Anforderungen und Akteursgruppen Raum zu bieten.	<i>u.a.</i> - Leitbild / Umdeutung - Masterplan - gesetzliche Planungsverfahren - Förderung von Kultur, Kreativwirtschaft, Tourismus - Ernennung als Kulturerbe - bottom-up Initiativen	- neue Nutzung - Kontinuität und Wandel der Identität - Nachhaltigkeit - Attraktivität / Besonderheit	- Standort und Adressen ausbilden - kreative Milieus etablieren - attraktive, markante Räume nutzen und herstellen

Tab. 2: Diskurs Stadtentwicklung.

Menschen vor Ort, wie für Besucher, Investoren und neue Talente. Das zum Denkmal gewordene industrielle Erbe kann hier als attraktive Besonderheit und Alleinstellungsmerkmal dienen. Erhaltung der historischen Substanz ist dafür, wie ihre Umnutzung, Voraussetzung. In diesem Anliegen treffen sich die Diskurse Denkmalschutz und Stadtentwicklung. Doch ihre Gewichtung und die begründenden Wertsetzungen sind differrent. Denn für die Stadtentwicklung ist gewissenhafte Authentizität und Integrität der baulichen Substanz nicht wichtig, sondern die Veränderung von einem altindustriellen Ort zu einem mit Zukunftsperspektiven. Visionen mit Strahlkraft und ein positives Image sind wichtig, um das industrielle Erbe zu einer Tourismusdestination, einem Wirtschaftsstandort oder als Standort für Kultur und Kreativität zu entwickeln. Ein erhaltenes Industriedenkmal kann diese Standortentwicklung befördern, wenn es den Wandel der Identität zulässt.

Die Akteure des „Diskurses Kreativwirtschaft“ können das Anliegen der Erhaltung, Umnutzung und Veränderung teilen. Um im städtischen Raum wirksam zu sein, sind aber vor allem freie Räume und ein urbanes Milieu gefragt, das aus Menschen und Märkten besteht, die gleichermaßen die Produktion und Vermarktung von kulturellen und symbolischen Gütern befördern. Nur wenige altindustrielle Standorte bieten das. Das heißt, das Industriedenkmal muss zumindest in seiner historischen Substanz besondere Räume bieten, die Kreative woanders nicht finden. Denn die aufgelassenen Areale sind für ihre weitere Nutzung auf Kreativität und räumliche Inbesitznahme angewiesen, genauso wie auf eine wirtschaftliche Entwicklung durch neue Akteure, Produkte und Märkte. Fehlen die Milieus und Akteure, die eigenständig durch ihre räumliche Inbesitznahme zur Erhaltung und Entwicklung beitragen, wird durch Akteure der Stadtentwicklung versucht, die Kreativen über Steuerungs-

	Grundannahmen	Konzepte	Werte	Ziele
Kerndiskurs: Wissen, Kreativität, Stadtraum	Wissen, Kultur und Kreativität sind entscheidende Faktoren der Entwicklung in heutigen Wissensgesellschaften. Sie werden bevorzugt im städtischen Raum erzeugt, zur Verfügung gestellt und weiterverarbeitet.	<ul style="list-style-type: none"> - u.a. - städtische Milieus - kreative Milieus - geographisches Kapital 	<ul style="list-style-type: none"> - Wissen - Kreativität - Kultur - Innovation - Entwicklung - Netzwerke - Atmosphäre - Wirtschaftlichkeit - Urbanität 	<ul style="list-style-type: none"> - wirtschaftlich prosperierende (Kreativ)Unternehmen - symbolische Produktion - kohärente (Stadt)Räume
Teildiskurs: Kreative Stadt	Talente, Toleranz und Technologie sind die bedeutenden Faktoren für wirtschaftlich prosperierende Stadtentwicklung. Kultur und kulturelle Eigenart ist eine Ressource, die kreativ genutzt werden kann. Kreative Stadt ist gegenwärtig das Leitbild für Stadtentwicklung vieler (europäischer) Städte.	<ul style="list-style-type: none"> u.a. - creative class - cultural planning - Kulturalisierung der Stadt 	<ul style="list-style-type: none"> - Attraktivität - Aufmerksamkeit - Adressenbildung - Einzigartigkeit - Eigenart - Wandel der Identität - Gestaltung - Planbarkeit - Erscheinungsbild - Image 	<ul style="list-style-type: none"> - Talente, Toleranz und Technologien anziehen / etablieren - kulturelle Eigenarten der Stadt aufwerten - Kunstszene etablieren - Ansiedlung kreativer Industrien - Konsumentenkultur ausbilden - Musealisierung / Eventisierung - ästhetische Aufwertung
Teildiskurs: Umnutzung von Industriearealen	Historische Industriebauten / -areale eröffnen Möglichkeiten. Sie sind offene Räume, die inspirieren.	<ul style="list-style-type: none"> u.a. - Standort der Kreativwirtschaft 	<ul style="list-style-type: none"> - neue Nutzung - Erhaltung und Veränderung - Gestaltung - Aneignung - Erscheinungsbild - Besonderheit / Einzigartigkeit - Zugänglichkeit 	<ul style="list-style-type: none"> - Erhaltung, Veränderung, Nutzung spezifischer Architekturen und Räume

Tab. 3: Diskurs Kreativwirtschaft.

	Grundannahmen	Konzepte	Werte	Ziele
Kerndiskurs: Entwerfen	Raum in eine veränderte Form zu überführen.	u.a. - strategisches Entwerfen - iconic architecture	- architektonische / städtebauliche Qualität - Gestaltung - Kreativität - Nutzung - Visionen - Planungsanspruch - Zugänglichkeit	- architektonische Qualität schaffen - räumlich-bauliche Gestaltung von gesellschaftlichen Veränderungen
Teildiskurs: Umnutzungen von Industriearalen	Umbau als Entwurf heißt Vorhandenes als Qualität wahrzunehmen und weiterzuentwickeln. Umbau als Entwurf bedeutet, einen Ort zu interpretieren und in einem Prozess in eine veränderte Form zu überführen. Architekturproduktionen in Verbindung mit aufgelassenen Industrieanlagen sind hip.	u.a. - Weiterbauen - In-Wert-Setzung - As-Found - Loftarchitektur	- neue Nutzung - flexible Räume - Kontinuität und Wandel der Identität - Erinnerung - Authentizität des (vorhandenen) Entwurfs - Erhaltung - Inszenierung - Image	- Architektonische Qualität erhalten und schaffen - räumlich-bauliche Gestaltung von gesellschaftliche Veränderungen

Tab. 4: Diskurs Architekturproduktion.

instrumente anzuziehen. Unter dem Konzept der kreativen Stadt gefasst, kann diese Teildiskurslinie auch dem Diskurs Stadtentwicklung, als eine Art kreativwirtschaftliche Stadtentwicklung, zugeordnet werden. Wie wirksam sie ist, wird in der Forschung kritisch diskutiert.

Der „Diskurs der Architekturproduktion“ hat eine lange Tradition in der Erhaltung, Umnutzung und Veränderung von historischer Substanz. Dabei ist meist keine historische Bedeutungsanalyse Grundlage des Entwerfens, sondern das Vorgefundene wird als Material begriffen, das zu Interpretationen und Transformationen anregt. Architekturproduktionen werden auch als so genannte „Leuchtturmprojekte“ eingesetzt, die die wirtschaftliche Entwicklung an altindustriellen Orten voranbringen sollen. Bei letzterem Konzept findet eine Assimilation zugunsten der Entwicklung und Veränderung baulicher Substanz statt. Zeitgenössische Architekturproduktionen können aber auch dem Vorgefundnen – wie z.B. der Authentizität des vorhandenen Entwurfs – untergeordnet bleiben und daran orientiert, diese auch bei Eingriffen und Ergänzungen in ihrer Qualität erhalten.

3. Zollverein – Ergebnisse der Diskursanalyse

Am Fallbeispiel Zollverein ist die Diskursanalyse durchgeführt worden und hat zu den folgenden Ergebnisse geführt: (1.) Erkenntnisse über diskurs-

interne Auflösung von Widersprüchen durch die Assimilation von Diskursen, (2.) Aufschlüsse über weitere Ansätze zur integrativen planerischen Praxis innerhalb der Diskurskonstellation und (3.) Erkenntnisse zu vermittelnden Wertsetzungen.

Assimilation von Diskursen und diskursinterne Auflösung von Widersprüchen: Der Umgang mit dem industriellen Erbe bedeutet Erhaltung und Entwicklung

In dem Fallbeispiel wurde deutlich, dass zwei scheinbar gegensätzliche Ziele im Mittelpunkt der Diskurskonstellation stehen. Diese können mit den Begriffen Erhaltung der historischen Industrieanlage und Entwicklung derselben zusammengefasst werden. Schaut man sich die epistemischen Systeme der Diskurse (vgl. Tabelle 1) genauer an wird deutlich, dass jeder Diskurs diesen Gegensatz intern, aber nicht in Bezug zu den anderen Diskursen auflösen kann. Nötige neue Justierungen von Konzepten, Werten und Zielen werden über die Ausbildung einer Teildiskurslinie diskursintern bearbeitet. Diese stellt eine Assimilation des Kerndiskurses dar.

Bei der Darstellung wird deutlich, dass diskursintern Konflikte durch Assimilationen, die in den Teildiskurslinien sichtbar werden, gelöst worden sind. Es wird erkennbar, dass in der Diskurskonstellation ein gemeinsames Ziel „Erhaltung und

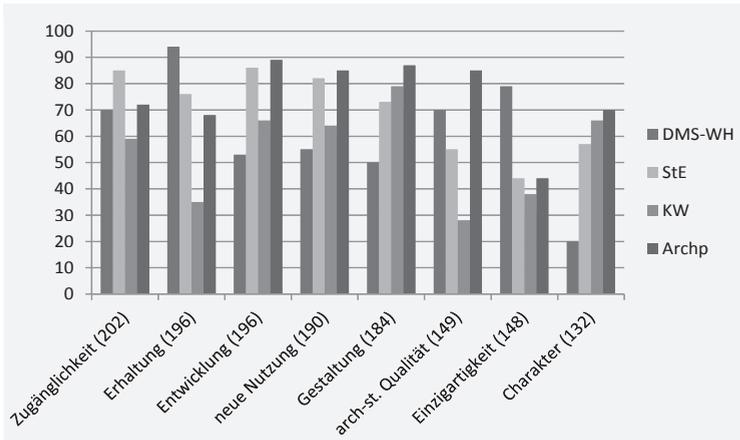


Abb. 3: Vermittelnde Werte im Fallbeispiel Zollverein; Quelle: H. Oevermann.

Entwicklung des industriellen Erbes“ formuliert werden kann. Es bleibt jedoch gleichzeitig mit jeweils diskursiv gebundenen Grundaussagen und Werten verbunden, die Unterschiede aufweisen und daher Konflikte zwischen den Diskursen verursachen. Damit stellt sich die Frage, wie die Akteure in der planerischen Praxis die Konflikte der Diskurskonstellation bearbeiten. Dies wird unter Punkt drei thematisiert.

Diskurskonstellation: Ansätze zur integrativen planerischen Praxis

Aus der Analyse der Diskurskonstellation können weitere Ansätze zu einer integrativen planerischen Praxis innerhalb der Diskurskonstellation abgeleitet werden, für die zum Teil auch Entsprechungen auf Zollverein zu finden sind.

1. Der Denkmalschutz kann dann leichter integriert werden, wenn Nutzung und Entwicklung der historischen Industrieareale mittels symbolischer Produktionen stattfindet. D.h. wenn weniger auf eine Transformation des gebauten Raums als auf eine Veränderung der Wahrnehmung der Räume und Orte gezielt wird. Dabei wird eine neue Bedeutungsschicht über das materielle Erbe gelegt, die dafür die authentische Materialität nicht zerstören muss, sondern eine Ambivalenz zwischen Historischem und Gegenwärtigem herstellt.

Ein kleines Beispiel im Detail findet sich bei der Umnutzung der alten Waschkaue von Zollverein, wo der Theaterraum durch einen ehemaligen Brauseraum betreten wird, der noch mit den historischen Seifenschalen und (neuen) Seifenstücken bestückt ist.

2. In Bezugnahmen auf die Wertsetzung der Gestaltung und Kreativität können sowohl die Architekturproduktion wie auch die kreativwirtschaftlichen Akteure zu innovativen Lösungen beitragen. Diese sind notwendig, um die komplexen Herausforderungen, die durch aufgelassene historische Industrieareale an Denkmalschutz und Stadtentwicklung gestellt werden, zu beantworten. Dabei wirken z.B. denkmalpflegerische Auflagen nicht als Problem, wie es häufig dargestellt wird, sondern gerade diese Grenzen für Standardlösungen ermöglichen erst neue gedankliche und planerische Wege, wie die Innovationsforschung zeigt.
3. Architekturproduktionen können, wenn sie denn sensibel mit dem historischen Kontext verbunden werden, wichtige neue Raumangebote herstellen, die für eine Entwicklung der Industrieareale notwendig sind. Hierbei ist die Schwierigkeit gegeben, eine angemessene Balance zwischen Alt und Neu herzustellen. Ein neues Image, hergestellt durch laute Inszenierungen und auffallende Architektur, kann schnell die

Identität und historische Besonderheit des Ortes zerstören. Dagegen ist es möglich, in der Wiederbesinnung auf eine jahrhundertalte Tradition des Weiterbauens in der Architektur, in der Wissen und gestalterische Fähigkeiten um Typologien, Struktur und Materialien vorhanden waren, Kontinuität und Wandel zu vereinbaren.

Zollverein – die diskursübergreifende Rolle der vermittelnden Wertsetzungen

Bei der diskursanalytischen Untersuchung des Fallbeispiels Zollverein wurde deutlich, dass gemeinsame Ziele die unterschiedlichen epistemischen Systeme der Diskurskonstellation für eine kooperative planerische Praxis zwar verknüpfen, aber Konflikte nicht diskursübergreifend vermitteln. Daher wurde der Frage nachgegangen, wie in der planerischen Praxis diese Konflikte bearbeitet werden. Im Ergebnis wurde erkennbar, dass es vermittelnde Wertsetzungen gibt. Diese bilden im Prinzip die Grundlage für eine integrierende planerische Praxis, die allerdings nur zum Teil umgesetzt wurde.

Die empirische Untersuchung von Zollverein durch Experteninterviews, wie durch die Dokumentenanalyse von Zollverein, lassen folgende wichtige vermittelnden Werte erkennen: Für die *Erhaltung* und *Entwicklung* des industriellen Erbes sind die *Zugänglichkeit* und *neuen Nutzungen* des Areals und ihrer Anlagen zentral. Dies sind Wertsetzungen, die in allen Diskursen mit ihren Teildiskurslinien wiedergefunden werden können. Auch die *architektonische und städtebauliche Qualität* und die *Einzigartigkeit*, die im Fallbeispiel einen Teil des Denkmal- bzw. Welterbewertetes ausmachen, können von Seiten der Stadtentwicklung und Architekturproduktion und auch von den kreativwirtschaftlichen Akteuren aus ihren Sichtweisen heraus als wichtiges Element innerhalb der Transformationsprozesse begriffen werden. Die Wertsetzung Gestaltung bündelt die Aussagen darüber, wie denn Erhaltung und Entwicklung realisiert werden.

An einem Detailbeispiel des Konfliktes über den Umbau der Kohlenwäsche von Zollverein zum Ruhrmuseum lassen sich die Ergebnisse verdeutlichen. Die neue Nutzung der Kohlenwäsche

als Ruhmuseum war eine stadtpolitische Entscheidung, die Zollverein einen wichtigen Besuchermagneten sichern soll. Die von der Institution benötigten „leeren“ Ausstellungsräume sowie neue klimatische Anforderungen an die Raumqualitäten führten zu einem Konflikt zwischen den Akteuren. Die Forderung nach Ausstellungsfläche bedeutete, dass Teile der technischen Ausstattung abgerissen werden mussten. Denn die Kohlenwäsche war historisch eine große, mit einer Hülle versehene Maschine und in diesem Sinne kein Haus. Für die Fassade strebten die Architekten eine umfassende Neukonstruktion im Sinne einer energetisch nachhaltigen und baukonstruktiv sinnvollen Ausführung an, zumal die vorhandene Substanz Verfallserscheinungen sowie statische Probleme aufwies. Akteure des Denkmalschutzes vertraten dagegen ihr zentrales Ziel, die möglichst weitgehende Erhaltung der authentischen Substanz von Architektur und Technik, gerade auch in ihrem seriellen Maschinenbestand und bewerteten die Konzeption des Ruhrmuseums an diesem Ort als eine Übernutzung der denkmalwerten Substanz. Damit war ein grundlegender Konflikt innerhalb der Diskurskonstellation entstanden – trotz prinzipiell gemeinsamer Ziele. Entwickelt worden ist eine Lösung, die die Authentizität der Materialität in Architektur und Technik nicht umfangreich bewahrt hat. Damit ist ein zentraler Wert des Diskurses Denkmalschutz-Welterbe verletzt worden. Dafür wurde aber die Zugänglichkeit, die gerade auch der Öffentlichkeit das industrielle Erbe nahe bringt, dauerhaft ermöglicht. Zudem werden durch die konstruktiv und bauphysikalisch aufgewertete Fassade die verbliebenen technischen Anlagen vor weiterem Verfall geschützt. Auch die Besonderheit und Einzigartigkeit des Erbes ist gewahrt, trotz der vorgenommenen Veränderungen. Die architektonische und städtebauliche Qualität, die Teil des Denkmalwertes ist, konnte zumindest als Erscheinungsbild überwiegend erhalten werden. Die neuen architektonischen Eingriffe weisen eine hohe gestalterische Qualität auf; auch hier wird eine Vermittlung zu dem architektonischen Erbe von Zollverein geleistet. Durch die Diskursanalyse ist offensichtlich geworden, dass die Diskurskonstellation schmerzliche Kompromisse im

Umgang mit dem industriellen Erbe erfordert, aber Konflikte dennoch auf Grundlage vermittelnder Werte bearbeitet werden können.

4. Fazit

Zusammenfassend kann die Diskursanalyse als ein Forschungsinstrument beschrieben werden, mit dem komplexe Planungsaufgaben städtischer Transformationen untersucht werden können. In dem Beitrag wurden die Diskurse „Denkmal-schutz-Welterbe“, „Stadtentwicklung“, „Kreativ-wirtschaft“ und „Architekturproduktion“ erfasst. Diese Diskurse, wie Diskurse allgemein, bestehen aus Grundannahmen, Konzepten und ihren Instrumenten, Werten und Zielen. Werte, die Kategorien der Interpretation darstellen und so dem Planungsgegenstand eine spezifische Bedeutung verleihen, begründen Grundannahmen sowie die Formulierung von Zielen und die Wahl von Konzepten. Hier sind Konflikte und vermittelnde Ansätze innerhalb einer Diskurskonstellation angelegt, die mit Hilfe der Diskursanalyse herausgearbeitet werden. Zudem werden mit Hilfe der Diskursanalyse Assimilationen der Diskurse erkennbar. Die Assimilationen und vermittelnden Wertsetzungen sind Grundlage für eine planerische Praxis, die teilgesellschaftliche Diskurse integriert.

Konkret können folgende Ergebnisse der Diskursanalyse des Fallbeispiels Zeche Zollverein in Essen genannt werden: „Erhaltung und Entwicklung“ ist als ein gemeinsames Ziel der Diskurskonstellation identifiziert worden. Dies ist durch die Assimilation von Diskursen, die als Teildiskurslinien sichtbar werden, ermöglicht worden. Das Ziel enthält Widersprüche, die diskursintern gelöst werden können, z.B. durch den Ansatz der denkmalverträglichen Nutzung. Zu Konflikten führt dieses Ziel durch seine diskursspezifischen Rückbindungen zu unterschiedlichen zentralen Werten. Hier ist insbesondere die Authentizität und Integrität der historischen Substanz zu benennen. Herausgearbeitet wurden die wichtigen vermittelnden Wertsetzungen, die für Zollverein in der Zugänglichkeit und Nutzung des industriellen Erbes liegen sowie in der architektonischen und städtebaulichen Qualität, in dem Charakter

und der Einzigartigkeit von Ort und Raum und der Gestaltung der Transformationen. Die vermittelnden Wertsetzungen sind dabei die Grundlage, unterschiedliche Diskurse in eine Konstellation einzubinden und entsprechend integrative Lösungen für die Herausforderungen der planerischen Praxis zu finden.

Rainer Bruha

OTTO-BORST-PREIS 2012

Vierte Vergabe des Preises für Stadterneuerung in Rottweil

Auf seiner Internationalen Städtetagung in Rottweil hat „Forum Stadt - Netzwerk historischer Städte e.V.“ zum vierten Mal den Otto-Borst-Preis für Stadterneuerung vergeben. Bei den 22 eingereichten Beiträgen – dies bedeutete zugleich eine neue Rekordbeteiligung – handelte es sich sowohl um Sanierungsobjekte in Form von Gebäuden oder Gebäudegruppen als auch um größere städtebauliche Zusammenhänge wie Fußgängerzonen oder relevante städtebaulich zusammengehörige Bereiche.

Alle 22 Vorhaben wurden durch die Jury bewertet und nach der Bildung einer engeren Auswahl wurde der Sieger ermittelt. Zwei weitere Vorhaben wurden mit Anerkennungen bedacht. Sämtliche Beiträge waren während der Internationalen Städtetagung von Forum Stadt e.V. vom 10.-11. Mai 2012 in Rottweil in einer Ausstellung zu sehen.

Anerkennung für das Projekt: Glückstadt Binnenhafen

In Glückstadt war der Hafen in seiner Funktion sehr reduziert und für einige Investoren überflüssig geworden, so dass es sogar Vorschläge gab, ihn zuzuschütten. Das hatte aber die Stadt mit ihren Bürgern ganz anders gesehen: In einer Planungswerkstatt arbeiteten Bürger für Bürger; das Ergebnis war eine „Projektstudie Hafen“, die von professionellen Planern weitergeführt wurde. Das Ergebnis führte zu einer behutsamen Entwicklung historisch prägender Stadtsubstanz; der Hafen wurde auf diese Weise zum Stadtbestandteil, die Hafencharakteristik blieb erhalten. Besonders bemerkenswert war dabei das gewählte Verfahren der Bürgerbeteiligung.

Anerkennung für das Projekt: Gästehaus St. Joseph in Waldsassen

In der Oberpfalz, unmittelbar an der Grenze zur Tschechischen Republik, befindet sich die Stadt Waldsassen, besonders geprägt von einer eindrucksvollen barocken Basilika, die zu einem Zisterzienserinnen-Kloster gehört. Die ehemaligen Ökonomiegebäude stellen eine Schnittstelle zwischen Kloster und Stadt dar. Mit der Sanierung und gefühlvollen Ergänzung dieser Gebäude in aktueller Gestaltung ist die Aufwertung dieses Stadtbereichs gelungen. Mit der Nutzung als Gästehaus St. Joseph öffnet sich das Kloster zur Stadt. Besonders aufgefallen dabei ist die Qualität von Entwurf und Ausführung.

Otto-Borst-Preis 2012 für das Projekt: Umbau einer ehemaligen denkmalgeschützten Brauereiruine zu 24 Eigentumswohnungen auf der Insel Werder (Havel) bei Potsdam

Bei dem vom „Büro Anne Lampen Architekten BDA, Berlin“ eingereichten Beitrag handelt sich um die behutsame, erhaltende Erneuerung einer überaus vierteiligen Anlage – bestehend aus ehemaligen Brauereigebäuden und einem ehemaligen Hotel – sowie deren gleichzeitiger Überführung in ein Wohnensemble. Qualität und Individualität der Ausführung sind ein Musterbeispiel für eine gelungene Synthese aus Erfüllung denkmalpflegerischer Anforderungen und Bedürfnissen des zeitgemäßen Wohnens. Es ist gelungen, unter Nutzung alter Baustrukturen vielfältige individuelle Wohnsituationen und Wohnstrukturen einzurichten. Charakter



Abb. 1-3: Otto-Borst-Preis 2012. Umbau einer ehemaligen denkmalgeschützten Brauereiruine zu 24 Eigentumswohnungen auf der Insel Werder (Havel) bei Potsdam; Fotos: Büro Anne Lampen Architekten, Berlin.

und Texturen früherer Nutzungen tragen hierbei zu einer ganz besonderen Wohnatmosphäre bei. Jedes Haus hat seine individuelle Note be- und erhalten. Und alle Häuser zusammen bilden weiterhin ein Ensemble an einer wichtigen Stelle in der Innenstadt von Werder/Havel und können einen entscheidenden Akzent zur lebendigen Entwicklung des Stadtzentrums setzen.

Zur Jury des Otto-Borst-Preises 2012 zählten:

Dipl.-Ing. Rainer Bruha, Vorstand Forum Stadt e.V., Dezernent für Stadtentwicklung i.R., Freiberg/Sachsen (Vorsitz); *Dipl.-Ing. Arch. Wolfgang Griesert*, Vorstand Städtebau und Umwelt der Stadt Osnabrück; *Dipl.-Ing. Arch. Julius Mihm*, Baubürgermeister der Stadt Schwäbisch Gmünd; *Dipl.-Ing. Martin Richard*, Bürgermeister der Stadt Limburg a.d. Lahn; *Dipl.-Ing. Architekt Herbert Weiß*, Wangen im Allgäu.

OTTO-BORST-PREIS 2013

Auslobung des Wissenschaftspreises

Das »Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.« lobt hiermit zum fünften Mal den Otto-Borst-Wissenschaftspreis aus.

Der Name des Preises erinnert an den Historiker Prof. Dr. Otto Borst (1924-2001), Gründer der Arbeitsgemeinschaft und langjähriger Herausgeber der Zeitschrift »Die alte Stadt«.

Preis zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses

Durch die Verleihung will der Verein den wissenschaftlichen Nachwuchs in den Fachgebieten Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtplanung fördern. Mit dem Preis, der im zweijährigen Turnus vergeben wird, sollen herausragende Leistungen in diesen Fachgebieten prämiert werden.

Der Wettbewerb ist offen für schriftliche Studienarbeiten, Studienabschlussarbeiten und Dissertationen, die sich mit Themen der Entwicklung von Städten in historischer, stadt(bau)historischer, sozialwissenschaftlicher, denkmalpflegerischer, planerischer und städtebaulicher Hinsicht befassen und die an deutschsprachigen Hochschulen und Fachhochschulen erstellt worden sind. Ausgeschlossen sind Habilitationen sowie Forschungsgutachten im Auftrag Dritter.

Die Arbeiten können von den Verfasserinnen und Verfassern oder von den betreuenden Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern eingereicht werden. Die Verfasser dürfen nicht vor dem 1. Juli 1977 geboren sein. Voraussetzung ist ein gutachterliches Begleitschreiben des betreuenden Hochschullehrers im Umfang von einer Seite. Zugelassen sind auch Gruppenarbeiten (bis drei Personen). Dem Wettbewerbsbeitrag ist eine Kurzfassung (1 DIN A 4-Seite) beizufügen.

Teilnahmeberechtigt sind Arbeiten, die innerhalb der letzten zwei Jahre abgeschlossen wurden. (Stichtag der Einreichung: 28. Februar 2013). Die Bewerber können jeweils nur eine Arbeit einreichen.

Preisvergabe und Preise

Über die Preisvergabe entscheidet eine unabhängige, fachlich qualifizierte Jury aus dem Kreis des »Forum Stadt« und des Redaktionskollegiums der Zeitschrift »Forum Stadt«.

Es werden Preise in Höhe von insgesamt 3.000 € vergeben. Die Jury behält sich vor, die Preissumme auf mehrere Arbeiten zu verteilen oder nicht auszuschöpfen.

Zur Preisvergabe lädt das »Forum Stadt« die Preisträger auf eine der von ihr veranstalteten Städtetagung des Jahres 2013 ein.

Die Arbeiten sind mit allen Unterlagen einzureichen an:

Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.
Stichwort Otto-Borst-Preis 2013
Ritterstraße 17
D – 73728 Esslingen am Neckar

Weitere Informationen:

Professor Dr. Johann Jessen
Städtebau-Institut
Universität Stuttgart
Tel.: +49 (0)711-685-83331
Email: johann.jessen@si.uni-stuttgart.de

www.forum-stadt.eu

BESPRECHUNGEN

MARTIN DAMUS, *Architekturform und Gesellschaftsform. Architektur und Städtebau unter dem Einfluss von Industrialisierung, Großvergesellschaftung und Globalisierung 1890-1945*; Berlin: Gebr. Mann Verlag 2010, zahlr. s/w-Abb., geb., 432 S., 79,- Euro.

Vom großen Theodor W. Adorno ist der eigenartige Satz überliefert, demzufolge eine menschenwürdige Architektur besser von den Menschen denke, als sie tatsächlich seien – nämlich so, wie sie sein könnten. Was genau er damit gemeint hat, bleibt Auslegungssache. Gewiss jedoch ist, dass das Verhältnis zwischen der Gesellschaft und ihren baulichen-räumlichen Offenbarungen der Interpretation bedarf. So wie alle kulturellen Vorstellungen zeitbedingt sind und damit stets Wandlungen unterliegen, so ist Architektur ein *fait social*: Der geplante Raum emanzipiert sich sukzessive von den architektonischen Absichten und beginnt ein Eigenleben.

Dass Architektur als räumliches System bestimmte Ordnungsaufgaben innerhalb des Gemeinwesens übernimmt, dies hat Martin Damus, Professor für Kunstgeschichte an der Universität Osnabrück, nun zum Ausgangspunkt seiner Fachhistoriographie gemacht. Er stellt damit eine Frage von bezwingender Aktualität. Schließlich leben wir als Individuen in Abhängigkeit von einer durch *andere* gestalteten und organisierten gebauten Umwelt. Wir können, von Ausnahmen abgesehen, uns ihr weder entziehen noch sie unmittelbar beeinflussen. Und da sie uns dennoch prägt, uns zwingt, sich irgendwie dazu zu verhalten, sind wir gut beraten, wenigstens darüber nachdenken.

Dafür bietet ein selektiver Blick auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts Anlass genug. Der Spannungsbogen reicht vom Leiter Building in Chicago (William Le Baron Jenney, 1889) bis zum KdF-Seebad Prora auf Rügen (Clemens Klotz, 1936),

von Victor Horta's Haus Tassel in Brüssel (1892) bis zu Vilhelm Lauritzens Scheibenhochhäuser in Kopenhagen-Gladsaxe (1943). Gerade in ihrer chronologischen Ordnung offenbart diese Architekturgeschichte, dass sie keineswegs eine lineare Entwicklung darstellt – etwa vom Historismus über die Moderne zur Postmoderne –, sondern als ein Nach- und Nebeneinander ganz unterschiedlicher Ausformungen und Konzepte gelesen werden muss.

Im 19. Jahrhundert konkretisierte sich die gesellschaftliche Wirklichkeit weitgehend an den Architekten vorbei, weil diese sich als bloße Fachleute verhielten und sich auf die von Heinrich Hübsch 1828 aufgeworfene Frage „In welchem Style sollen wir bauen?“ kaprizierten. Je mehr man sich aber im sterilen Eklektizismus der akademischen ‚Beaux Arts‘ zu verlieren drohte, desto wirkmächtiger wurde eine Gegenströmung, die die neuen technisch-industriellen Möglichkeiten euphorisch begrüßte und das Metier mit ethischen und politischen Ansprüchen auflud. Bauhaus, de Stijl, russischer Konstruktivismus: Sie stehen pars pro toto für jene Moderne, die vor etwa neunzig Jahren die Fesseln vieler Konventionen sprengte. Kubisch und weiß sollte die Welt werden, funktionalistisch und ornamentlos. Ob dies allerdings Bilder waren, die den Sehnsüchten der Nutzer entsprachen, und ob die hoffärtige Art ihres Zustandekommens sie den Mitmenschen empfahl, steht auf einem anderen Blatt.

Gilt hier der alte Grundsatz aller Kunst: Es gibt nichts Schlimmeres, als es gut gemeint zu haben? Allein, Damus ist es weniger um herausragende Architekten und ihre Werke zu tun, als vielmehr um die Gestaltung der alltäglichen Wohn- und Lebenswelt. „Das rechtwinklige Straßenraster amerikanischer Städte mit einem Minimum vorbestimmter Festlegungen kann als das adäquate Grundmuster von Städten demokratisch verfasst, auf formaler Gleichheit aller Mitglieder einer

marktwirtschaftlich organisierten Gesellschaft gelten. Doch bereits die unterschiedliche Größe der Grundstücke, ihre Nutzung und Bebauung spricht der formalen Gleichheit Hohn.“ Mitunter etwas altbacken, möchte er die jeweiligen politisch-sozialen und ökonomischen Voraussetzungen als den eigentlichen Nährboden für die Architektur ausmachen, zumindest für ihre distinkten Stilformen wie Expressionismus, Funktionalismus, Jugendstil und Neoklassizismus. Dabei fördert er durchaus Denkwürdiges zutage: Dass etwa der New Yorker Börsenkrach 1929 die latente Großstadtfeindlichkeit in Deutschland neu entfachte und den Bau von mehrgeschossigen Großwohnanlagen in Misskredit brachte, während man in Frankreich eben deshalb auf Industrialisierung und Verdichtung im Wohnungsbau setzte – eindrucklich ins Bild gesetzt etwa in der ‚Cité de la Muette‘ in Drancy (1933-1934) mit ihren 16-geschossigen Türmen von Eugène Beaudoin und Marcel Lods.

Als „sprechende Architektur“ bezeichnet Damus, was in der nationalsozialistischen Ära in einer Hierarchisierung der Bauaufgaben implizit vorgenommen wurde. Auch die Vision der ‚Cité industrielle‘ ist aller Darstellung wert. Tony Garnier veröffentlichte 1917 Pläne für eine moderne, durchgrünte Idealstadt, die in infrastruktureller, technologischer und auch sozialer Hinsicht vollkommen reibungsfrei funktionieren sollte. Da sie aber nicht verwirklicht wurde, wäre es bloße Spekulation zu sagen, was sie an Mehrwert hätte bieten können. Doch wenn über Karl Schefflers Großstadtkonzeption 1923 oder C.A. Perrys zur selben Zeit in Chicago entwickelte Vorstellung von der ‚neighbourhood unit‘ als Planungseinheit, wenn über sowjetische Kommunehäuser (beispielsweise das Wohnkombinat der Gebrüder Wesnin 1929) und über Stromlinien-Art-Deco (verkörpert etwa im Berliner Shell-Haus von Emil Fahrenkamp und Frank Lloyd Wrights Verwaltungsgebäude für Johnson & Son Co.) referiert wird, dann wünscht man sich entschieden mehr an gesellschaftskritischer Einordnung und weniger an konventionellem kunsthistorischem Strickmuster.

Zu benennen, wie bestimmte Architekturen auf Menschen wirken, was sie in ihrem Miteinander verändert, oder welche Rückwirkungen sie auf



die Politik haben, ist fraglos ein hoher Anspruch. Er mündet jedoch fast zwangsläufig in eine gewisse Ambivalenz: Zwar gelingt es Damus, die einzelnen, meist bekannten Bauwerke, Konzepte und Ikonen frisch zu sortieren und zu einem neuen Bild zu ordnen. Aber er kommt er zu keinem klaren Ergebnis. Wenn der letzte Satz lautet: „Die Teilung der Welt blieb bis 1989 bestehen, und auch die Architektur ist erst seit der Zeit eine“, dann erscheint das eher dürftig. Dennoch kann man das Buch mit Gewinn lesen, weil es für einen grundsätzlichen Widerspruch sensibilisiert: Mag die Architektur, als die öffentlichste aller kulturellen Äußerungen, auch unter allgemeiner Beobachtung stehen, so wird sie – paradoxerweise – zu leicht vergessen oder verdrängt.

Robert Kaltenbrunner, Bonn/Berlin

KAROLINE BROMBACH/DETLEF KURTH/CHRISTINA SIMON-PHILIPP, Quartiersmitten. Bausteine für die Entwicklung und das Management von Stadtteilzentren, Stuttgart: Hochschule für Technik 2011, geb., 196 S., 20,- Euro.

Der im September 2011 erschienene 116. Band der Schriftenreihe des Zentrums für Nachhaltige Stadtentwicklung der Hochschule für Technik, Stuttgart

(HfT), versammelt unter der Überschrift „Quartiersmitten – Bausteine für die Entwicklung und das Management von Stadtteilzentren“ Beiträge eines 35-köpfigen Autorenteams. Gleichzeitig werden die Ergebnisse der HfT zusammenfasst, die innerhalb des Interreg IV B Forschungsprojekts MANDIE (Managing District Centres in Northwest Europe) zwischen 2008 und 2011 erarbeitet worden sind. Dabei wurden Methoden zur Aufwertung von Quartiersmitten entwickelt. Dem Buch sind – als ein Ergebnis daraus – 14 „Thesen zur Entwicklung von Stadtteilzentren“ angehängt. Es richtet sich in erster Linie an Studierende der Stadtplanung und ist für sie – nicht zuletzt wegen des sehr günstigen Preises von nur 20 Euro – in jedem Fall empfehlenswert; es ist aber auch für Planer, Akteure und Wissenschaftler interessant, die sich mit Stadtteilmanagement, Einzelhandelskonzepten und der Stärkung von Quartierszentren befassen.

Das Vorwort und die Einführung der Herausgeber Karoline Brombach, Detlef Kurth und Christina Simon-Philipp erläutern, dass die Innenstädte und Stadtteilzentren im letzten Jahrzehnt immer stärker in den Fokus von Stadtplanung und -entwicklung gekommen sind – unterstützt und vorangetrieben durch nationale und europäische Förderprogramme. Als Hintergrund nennen die Autoren den demografischen Wandel, Migration mit der Notwendigkeit zur Integration, Denkmalpflege, sowie die neue Attraktivität des städtischen Wohnens bei gleichzeitig schwindenden öffentlichen Mitteln. Wichtige Aufgaben von Stadtteilmanagement seien die Stärkung der lokalen Ökonomie und das Ankurbeln privater Initiativen in den Quartiersmitten.

Warum es für die nachhaltigen Verbesserungen des städtischen Lebens auf die Quartiersmitten und Stadtteilzentren ankommt, kann nun an vielen Fallbeispielen aus Praxis (Kapitel fünf) und Lehre (Kapitel sechs) nachvollzogen werden. Dieser Teil macht mit einem Umfang von über 90 Seiten etwa die Hälfte des Buches aus und ist eine wertvolle Anregung für all diejenigen, die sich beruflich mit dem Thema befassen. Notwendigerweise ist er jedoch sehr heterogen. Doch das Buch lebt gerade von der Frische und Unmittelbarkeit der Schilderungen dieser praktisch „ausprobierten“ Konzepte



und der Vitalität der Maßnahmen und Ideen, die sich im „wirklichen Leben“ durchgesetzt haben.

Zuvor sollte der Leser sich jedoch die theoretischen Grundlagen aneignen, die dem besseren Verständnis der Beispiele dienen: In Kapitel zwei beantwortet K. Brombach zunächst die Frage: „Was ist ein Stadtteilzentrum?“ G. Steffen und R. Weber zeigen neue Kombinationen und Kooperationen bei der Nahversorgung auf, und A. Utker steuert unter der schönen Überschrift „Supermarkt, Metzger, Kiosk und Balkon“ einen Beitrag zur Versorgung mit Lebensmitteln in Stadtteilzentren bei. Nach einem Aufsatz von R. Reschl und W. Rogg, in dem es um die lokale Ökonomie und Wirtschaftsförderung geht, diesmal jedoch eher aus Sicht der Kommunen, folgt zum Abschluss des Kapitels ein Beitrag von J. Jessen. Er hebt sich insofern von den anderen ab, als er den ganzen Menschen, d.h. nicht nur den Konsumenten, Arbeitnehmer oder Anwohner in den Blick nimmt. In sechs knappen Thesen zeigt Jessen Wege auf, wie in schrumpfenden Quartieren mit punktuellen Leeständen gerade die schwachen Kerne gestärkt, belebt und neu besetzt werden können.

Kapitel drei widmet sich der Zentrenerneuerung. F. Pesch steuert einen komplexen Aufsatz „Zentren – Eine Zukunftsaufgabe“ bei, in dem differenziert auf die verschiedenartigen Situationen eingegangen wird, die in deutschen Städten anzutreffen sind. So sind z.B. in strukturschwachen Gebieten, selbst in Weltkulturerbestätten, groß-

flächige Leerstände anzutreffen. E. Lütke Daldrup erläutert in seinem Beitrag „Aktive Zentren im Fokus der Stadterneuerungspolitik“ die Hintergründe und Anforderungen von 40 Jahren Städtebauförderung in Deutschland sowie die Ziele der 2007 verabschiedeten „Leipzig Charta“. Durch die eklatanten Mittelkürzungen 2011 sieht er die Städtebauförderung nun jedoch am Scheideweg. Ein Aufsatz von C. Simon-Philipp beschreibt Strategien und Projekte der „Stadterneuerung in den Stadtteilzentren“. Der reich bebilderte Beitrag zeigt an ausgewählten Beispielen, dass die Städtebauförderung als Instrument der Stadterneuerung für die ökologische, ökonomische und soziale Stabilisierung und Aufwertung der Stadtteilzentren unverzichtbar ist. Kapitel drei schließt mit einem Aufsatz von A. Mayer-Dukart über Chancen und Risiken von Shopping Centern in Stadtteilzentren.

Im vierten Kapitel wird zunächst das zur Verfügung stehende Instrumentarium zur Stärkung des Einzelhandels und der Quartiersmitten besprochen: Entwicklungskonzepte und Leitbilder, Flächennutzungs- und Bebauungspläne, Einzelhandels- und Zentrenkonzepte. Außerdem werden die Modelle Urban Improvement District und Place Management vorgestellt. D. Kurth beschreibt anschaulich das komplexe und anspruchsvolle Berufsbild des Stadtteilmanagers. Der letzte Beitrag des vierten Kapitels widmet sich der zunehmend wichtigen Rolle der Immobilieneigentümer bei der Erneuerung der Städte.

Das Buch informiert facettenreich über die Themen Zentrenerneuerung und Einzelhandel sowie Quartiers- bzw. Stadtteilmanagement, obgleich letzteres – wie bereits in der Einführung von den Herausgebern angekündigt – besonders unter ökonomischem und weniger unter sozial-integrativem und planerischem Fokus betrachtet wird. Die diskutierten Ansätze verdeutlichen insbesondere, dass für die Aufwertung von Quartiersmitten u.a. integrierte Konzepte und Nutzungsmischung wichtig sind. Zur Bewältigung der schwierigen Aufgabe, bestehende Quartiersmitten – also gewachsene Strukturen – zu „entwickeln“ und zu „managen“, sind mit den vorgelegten „Bausteinen“ Wege aufgezeigt. Darüberhinaus wird betont, dass bei der „Erneuerung“ und dem Umgang mit z.T. historischer

Bausubstanz neben den ökonomischen Zielen auch ein hohes Maß an Feingefühl für das Bestehende und eine große Sensibilität für die architektonische Qualität des Neuen wichtig seien. Der als schier unerträglich empfundenen Uniformierung der Fußgängerzonen in europäischen Stadtkernen und dem flächendeckenden Einzug von Fastfood- und Einzelhandelsketten sollten nach Einschätzung der Autoren urbane Qualitäten entgegengesetzt werden.

Lisa Küchel, Stuttgart

HEINZ SCHÜTTE, *Hanoi, eine nachsozialistische Moderne. Beobachtungen, Impressionen, Reflexionen, Berlin: Regiospectra Verlag 2010, 275 S., 29,90 Euro.*

Vietnam durchlebt seit gut 20 Jahren einen schnellen Modernisierungsprozess, ähnlich dem Frankreichs und der französischen Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (S. 150), schreibt der in Paris lebende deutsche Historiker Heinz Schütte, dessen Forschungsinteresse seit einigen Jahren diesem asiatischen Land gilt. Er hat sich nicht nur mit der Geschichte Vietnams befasst, sondern auch die hier exemplarisch erläuterte Politik der Erneuerung, das sogenannte „Doi Moi“, durch zahlreiche Aufenthalte im Land beobachtet. Dabei ist ihm besonders aufgefallen, dass sich seit 1986 die Hauptstadt Vietnams durch marktwirtschaftliche Reformen drastisch verändert hat. Hanoi befindet sich in einem Umbruchsprozess, der jedoch die Hegemonie der autoritären Kommunistischen Partei, die bislang das Geschehen in der Stadt prägte oder kontrollierte, nicht schmälert.

Im Gegensatz zu manch anderem europäischen Berichterstatter sieht der Verfasser das, was im Stadtbild, in gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen vor sich geht, nicht als zufällig und chaotisch, sondern versucht es kulturgeschichtlich und politisch einzuordnen. Die Neureichenvilla am Westsee, die Renovierung eines Kolonialgebäudes im Stadtzentrum, die „Säu-

berung“ der Gehwege von Kleinstgewerben im alten Handelsviertel, seine Umwandlung zum disziplinierten, behördlich kontrollierten Konsumzentrum, die Herausbildung einer Unternehmerschicht dokumentieren den Wandel und spiegeln Geschichte, Geschichten und eine von der nachsozialistischen Moderne bestimmten Alltagskultur.

Der Autor wäre kein Historiker, wenn er diese Schilderungen und seine Aussagen nicht aus der Vergangenheit und der Spezifik der Kultur dieses über lange Jahre zweigeteilten Landes begründen würde. Er geht zwar nur knapp auf die Gründung und Entwicklung der Stadt Hanoi ein, konzentriert sich aber dann auf die Bedeutung der vietnamesischen Hauptstadt im antikolonialen Befreiungskampf des südasiatischen Landes um die Wende von den 1950er zu den 1960er Jahren. Natürlich wird auch die Zeit danach ausführlich behandelt.

Viele wichtige Informationen über das Alltagsleben, das Anwachsen von Hanoi zu einer Großstadt, erschließen sich durch Erzählungen aus dem Leben einzelner Stadtbewohner. Dadurch werden nicht nur biographiegeschichtliche Informationen und Details aus dem Alltagsleben vermittelt, es wird auch immer wieder auf das unmittelbare Umfeld, eben das Leben in der Stadt, und auf die politischen Verhältnisse des Staates Vietnam verwiesen. Etwas eingehendere Informationen hätte sich der Leser über die Situation in Hanoi in der Zeit der Bombardierung durch die US-amerikanische Luftwaffe im Vietnamkrieg gewünscht, etwa über Luftschutzmöglichkeiten, Zerstörung von Gebäuden und städtischer Infrastruktur.

Besonders interessant erscheint das sechste von insgesamt neun Kapiteln, in dem sich der Verfasser mit der Wiederentdeckung kolonialer französischer Architektur und mit anderen heute im Stadtbild sichtbaren Synkretismen befasst. Hier schildert er die Bauhaus-Inspirationen vietnamesischer Architekten, die sie während ihres Aufenthaltes oder Studiums in der DDR erworben hatten.



Einen Großteil des Buches ist der Entwicklung der Stadt Hanoi in den letzten etwa zwei Jahrzehnten gewidmet. Als Ausdruck der Globalisierung, die auch vor einer traditionellen asiatischen Metropole nicht Halt macht, sieht Schütte zum Beispiel die rasante Zunahme von Verkaufsstellen für Döner Kebab.

Heinz Schütte hat ein lesenswertes Buch geschrieben, das über die Themen der Stadtentwicklung und -geschichte hinausgeht. Ausgiebig diskutiert der Verfasser auch einzelne politische Fragen; so stellt er zum Beispiel das Gesellschaftsmodell des sozialistischen Vietnams neben das gescheiterte der DDR. Er sieht viele Ähnlichkeiten und vergleicht selbst die Rolle von Persönlichkeiten aus der DDR und Vietnam.

Eine spannende Lektüre wartet auf denjenigen Leser, der sich mit einer als exotisch angesehenen Stadt wie Hanoi befassen und darüber hinaus die eine oder andere intellektuelle Anregung vermitteln bekommen möchte.

Ulrich van der Heyden, Berlin

